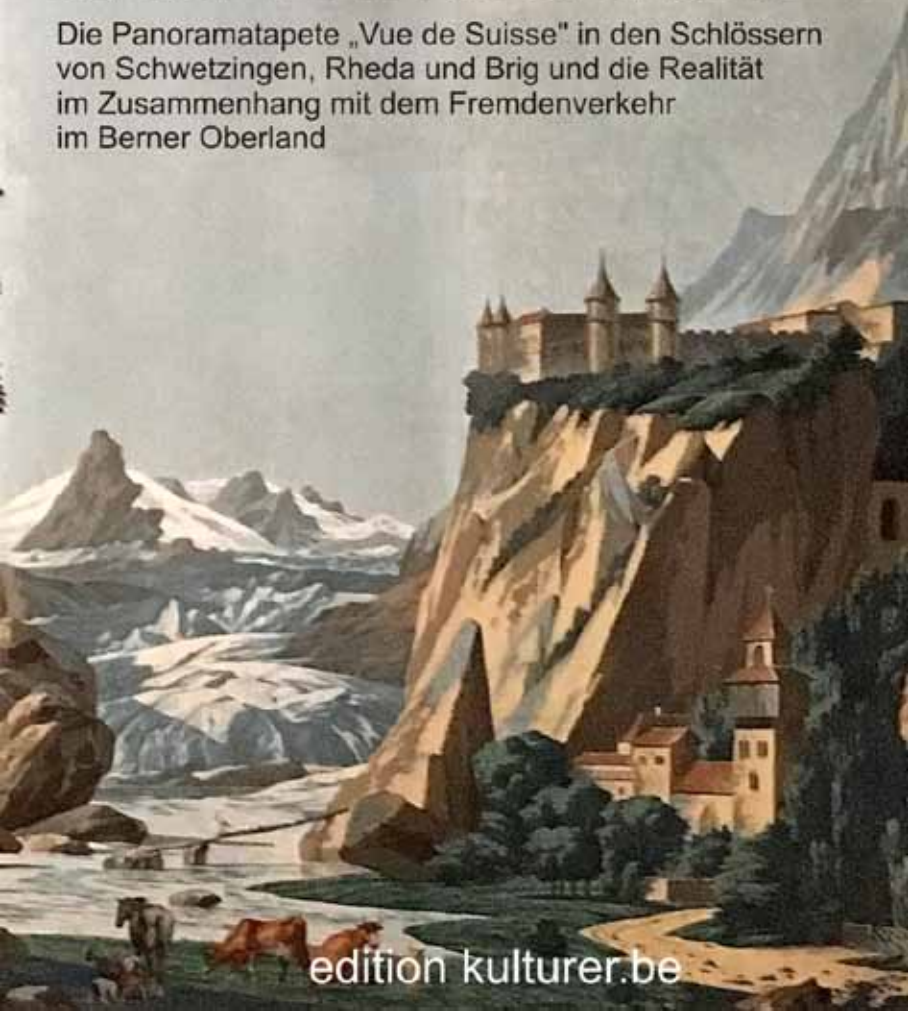


Christoph Bühler

# Idyll und Wirklichkeit

Die Panoramatapete „Vue de Suisse“ in den Schlössern  
von Schwetzingen, Rheda und Brig und die Realität  
im Zusammenhang mit dem Fremdenverkehr  
im Berner Oberland





**Christoph Bühler**

# **Idyll und Wirklichkeit**

**Die Panoramatapete „Vue de Suisse“ in den Schlössern von Schwetzingen, Rheda und Brig und die Realität im Zusammenhang mit dem Fremdenverkehr im Berner Oberland**

**edition kulturer.be  
2023**

© 2023 edition kulturer.be  
Heidelberg  
ISBN  
Das Netzwerk kulturer.be:  
<http://kulturer.be>

## Das Thema

Die elsässische Tapetenmanufaktur Zuber in Rixheim (Dept. Haut-Rhin) stellte 1804 eine Panoramatapete „Vue de Suisse“ her, für die einige damals handelsübliche Kupferstiche als Vorlage dienten und in einer großformatigen Ansicht der Landschaft des Berner Oberlands zusammengestellt wurden. Diese Tapete traf den Geschmack der Zeit und wurde bis 1823 1280 mal verkauft. Ein Exemplar der ersten Auflage hängt in doppelter Ausfertigung in Schloss Schwetzingen (Rhein-Neckar-Kreis, Baden-Württemberg), ein weiteres in Schloss Rheda (Nordrhein-Westfalen), ein drittes im Stockalp-Palast in Brig (Schweiz), ein viertes Exemplar befindet sich im Besitz des Musée de l'Art decoratif in Paris. Ein acht Bahnen umfassender Ausschnitt hängt im Rathaus von Lenzburg (AG). Ob das Exemplar in Nyon (VD) im ehemaligen Hotel „Clos de Sadex“ nach der Schließung des Hotels und der Umwandlung in Privatwohnungen noch existiert, müsste noch eruiert werden.

Die Tapete besteht aus 16 Bahnen zu je 67,5 cm Breite. Für den Druck mussten einzelne Bogen zusammengeklebt werden, da



das Rollenpapier noch nicht erfunden war. Für den Druck mit 95 verschiedenen Farbtönen benötigte man insgesamt 1024 Druckstöcke (Modeln). 1806 wurde die Manufaktur in der ersten Industrieausstellung in Paris für die „Vue de Suisse“ mit einer Silbermedaille ausgezeichnet.

Jean Zuber, der 1802 die Tapetenmanufaktur in Rixheim übernommen hatte, war eng mit der Oberschicht von Mulhouse vernetzt und pflegte wie diese enge Verbindungen zur Schweiz. Noch im Jahr der Übernahme nahm er Verhandlungen mit dem Pariser Künstler Pierre Antoine Mongin (1761 – 1827) auf, der unter anderem durch Landschaften bekannt geworden war. Zuber sorgte für Vorlagen und Mongin erhielt den Auftrag, eine Panorama-Ansicht zu entwerfen. Mittels Subskription waren vor Fertigstellung der Tapete schon 160 Exemplare verkauft.

Es wird das Bild einer ideal wirkenden Landschaft um den Briener See entworfen, das die touristischen Anziehungspunkte



*S. 5 u. 6: Die Tapete „Vue de Suisse“ in Schloss Schwetzingen*

für den Reisenden des ausgehenden 18. Jahrhunderts enthält: Burg Ringgenberg, der Gießbachfall, das Dorf Brienz. Diese Szenerie entwickelt sich vor dem Hintergrund der Berge und Gletscher des Berner Oberlands: Rosenloui, Eiger und Jungfrau. Mit den letzteren beiden Bergstöcken geht der Blick des virtuellen Besuchers auch in das Tal der Lütschine, wo bei Lauterbrunnen schon Goethe vom Staubbachfall fasziniert und inspiriert war. Dieser leitet auf den ersten beiden Bahnen die Szenerie ein. Landleute in Trachten beleben die Szenen. Das Panorama klingt mit einer Darstellung von Schloss Grandson am Neuchâtel See und der Teufelsbrücke in der Schöllenen-schlucht vor dem heroisch idealisierten Gotthardmassiv aus und gibt damit zwei Schlüsselszenen der Schweizer nationalen Identität wieder.

Es ist durch eingehende Studien gelungen, die meisten der Vorlagen für die Tapete zu identifizieren. Diese Forschungen sind veröffentlicht und sie zu wiederholen ist nicht Sinn dieser Seiten. Aber schon der Vergleich mit den Vorlagen zeigt eine freie Behandlung der Szenerien durch den Maler. Ein Vergleich mit der Natur und der topografischen Wirklichkeit ist vor allem für den Nicht-Schweizer interessant, zumal sich damit das Fortleben der als „typisch schweizerischen“ Ikonografie zeigt.

Die Panorama-Tapete in Schwetzingen:  
Zu sehen April bis Oktober mit der  
„Klassischen Schlossführung (lang)“ Mo - Fr  
12 und 14 h; Sa, So, Feiertag 12, 14 und 16 h  
Schloss Rheda:  
Offene Führungen Sonntags  
Stockalp-Schloss Brig:  
Sommertermine Di - So 9.30, 10.30, 13.30,  
14.30, 15.30, Juni - Sept. auch 16.30 h.

## Das Land

Das Land um den Briener See, das im Mittelpunkt der Tapete „Vue de Suisse“ steht, ist Teil des Berner Oberlands und liegt grob gesehen zwischen Meiringen und Interlaken. Der See hat seinen Namen vom Dorf Brienz, das an seinem oberen Ende liegt. Man erreicht den See normalerweise von Bern aus, am Thuner See entlang, doch ist auch die Straße von Luzern her über den rund 1000 m hohen Brünig-Pass eine attraktive Route.

Nicht umsonst wird auf der Tapete das Berner Oberland in diesem zentralen Teil vorgestellt. Schon der Reiseführer von 1777 bemerkt dazu:

*„Weil der größte Teil der Reisenden gern in kurzer Zeit viel merkwürdiges sehen möchte; so schlage ich zu diesem Endzweck eine nicht grosse, aber in allen Absichten merkwürdige, und an prächtigen Gegenständen sehr reiche Reise vor, welche man*



*Blick vom Seeufer bei Böningen über den Briener See*



*noch ziemlich bequem und ohne Gefahr machen kann. Der Weg geht über Thun, den Thunersee, nach Unterseen, von da nach Lauterbrunn, nach Grindelwald, die daselbst zu sehenden Gletscher, und dann über die Scheidegg nach dem Hasleland, wo man die Rückreise nach Bern wieder antreten kann, und über den Brienersee nach Interlacken und Unterseen kommt.“ (Wytttenbach, Kurze Anleitung, S. 3)*

Diesen hier beschriebenen Weg von Lauterbrunnen über Grindelwald ins Haslital und zurück an den Briener See hatte 1779 auch Goethe genommen.

Der Briener See selbst liegt mit seinem türkisgrünen Wasser eingebettet in die hohen Berge an seinem Süd- und seinem Nordufer, er ist 14 km lang, 2,8 km breit, sein Wasserspiegel liegt durchschnittlich auf 564 m Seehöhe. Als typischer Gletscherzungenensee ist er 260 m tief, seine steilen Ufer setzen sich unter Wasser fort, so dass er kaum flache Zonen an seinen Ufern hat. Er wird von der Aare durchflossen, die bei Brienz einmündet und den See bei Interlaken wieder verlässt. Ein zweiter Zufluss ist die von Lauterbrunnen her kommende Lutschine, daneben führen zahlreiche Bäche, wie z.B. der Gießbach mit seinen berühmten Wasserfällen, dem See das abfließende Wasser aus den umliegenden Bergen zu.

Die türkisgrüne Farbe rührt vom Gletscherschliff der Aare und ihrer Nebenflüsse her und ist gewissermaßen Allgemeingut der Alpenflüsse und -seen.

Namengebend ist das 3000 Einwohner zählende Dorf Brienz, das inzwischen fast das gesamte Ostufer des Sees einnimmt. Es ist Station der Zentralbahn und Ausgangspunkt der Briener Rothornbahn, einer dampfbetriebenen Zahnradbahn, die Gäste auf die 2244 m hohe Rothornkalm am Briener Rothorn bringt. Der Ort ist bekannt und berühmt für seine Holzschnitzkunst, der ein eigenes Museum gewidmet ist. Mit dem Auf-

kommen des Tourismus am Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts war der Ort Ausgangspunkt für Ausflüge zu den damals schon beliebten Gießbach-Wasserfällen. Der Schiffsverkehr auf dem See war vor dem Bau der Bahnlinie vor allem Transportverkehr, später auch zunehmend Passagierverkehr, heute dienen die Schiffe der BLS AG vor allem dem Touristenverkehr.

Am Südufer des Briener Sees liegen die Gießbachfälle, die vor allem zu Schiff erreichbar sind. Ein bequemer Wanderweg führt von Brienz oder von Westen her, von Iseltwald, direkt am Seeufer dahin.

Östlich von Brienz liegt Brienzwiler, wo 1978 auf dem bewaldeten Hügel des Ballenbergs das Freilichtmuseum Ballenberg eröffnet wurde. Es zeigt auf 66 ha über 100 Gebäude aus der ganzen Schweiz und vermittelt damit ein breites Spektrum an bäuerlicher Kultur des Landes.

Aareaufwärts liegt Meiringen (ca. 4700 Einwohner) im Haslital, hier stürzt der Reichenbach, aus dem Hochtal kommend, über die 300 m hohe Felsklippe in sieben Kaskaden ins Tal, hier verlässt auch etwa einen Kilometer oberhalb der Städtchens die Aare die enge Schlucht durch den Kalkstock Kirchet. Das Städtchen profitiert von der literarischen Figur des Sherlock Holmes. Der Autor der Romane um den Meisterdetektiv, Arthur Conan Doyle, ließ seinen Helden hier, auf der Kante des Reichenbachfalls, seinen letzten Kampf mit seinem Erzfeind, Professor Moriarty, ausfechten – einen Kampf, bei dem beide in die tosende Gischt fielen. Moriarty kam um, aber um die Reihe fortsetzen zu können, zeigte sich im nächsten Band, dass Sherlock Holmes den Sturz überlebt hatte. Auf die Höhe des Reichenbachfalls führt eine Seilbahn hinauf.

Kurz oberhalb von Meiringen zweigt die Straße ins südlich des Orts gelegene Reichenbachtal und zur Rosenlauri-Gletscherschlucht ab, nordöstlich liegt die Terrasse des Haslibergs. Beide waren schon im 19. Jahrhundert Ikonen der wildromantischen Schweiz.

Das Nordufer des Briener Sees hat wegen seiner Steilheit nur kleinere Ortschaften, erst kurz vor Interlaken kann sich das fast 2700 Einwohner zählende Ringgenberg mit seiner markanten Burgkirche wieder ausbreiten.

Gegenüber öffnet sich das Tal der Lütschine, von wo eine Straße nach Grindelwald abzweigt. Hinten im Tal, 13 km von Interlaken, liegt Lauterbrunnen. Das Tal ist hier kaum 500 m breit und wird von steilen, an die 300 m hohen Felswänden eingeraht. Auf der Westseite fallen mehrere Wasserfälle von der



*Im Tal der Lütschine*

Kante des Abhangs ins Tal, von denen der Staubbachfall der bekannteste ist. 3 km hinter Lauterbrunnen liegen die Trümmelbachfälle, mit denen der Trümmelbach das aus dem Gletschergebiet von Eiger, Mönch und Jungfrau gesammelte Wasser in einer engen und tief in den Berg hinein gewaschenen Klamm in 10 Kaskaden insgesamt 140 m tief ins Tal stürzen lässt.

Lauterbrunnen ist Ausgangspunkt der Wengenalpbahn, einer Zahnradbahn, die Besucher über die Kleine Scheidegg und zur Fahrt mit der Jungfraubahn auf das 3500 hoch gelegene Jungfraujoch bringt.



*Schweizertapete: Teufelsbrücke in der Schöllenschlucht.*

Auf der Tapete weiterhin abgebildet sind zwei weitere Ikonen, die sinnbildhaft für die Schweiz stehen: Die Teufelsbrücke in der Schöllenschlucht (oberhalb von Andermatt, Kanton Uri) und Schloss Grandson am Lac de Neuchâtel. Letzteres steht für den Abwehrkampf der Eidgenossen gegen die Übergriffe des burgundischen Herzogs Karl des Kühnen 1476, der hier die Schlacht verlor und den Schweizern die reiche Burgunderbeute lassen musste. Die heutige Teufelsbrücke wurde 1828/1830 an der Stelle der „Stiebenden Brücke“ errichtet, die, von Sagen umwoben, die erste Brücke in

der Schöllenschlucht über die Reuss war. An ihrer Einmündung in den Vierwaldstätter See liegt Altdorf, wenige Kilometer nördlich davon die Tellsplatte am See, wo sich der Entstehungsmythos der Schweiz lokalisiert.

Das Berner Oberland war seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Sehnsuchtsziel der Reisenden, die hier, ganz im Stil von Aufklärung und später von Empfindsamkeit, die „ursprüngliche“ Schweiz in der Schönheit der Natur und der Einfachheit des Lebens entdeckten.

*Ich würde die ganze Zeit meiner Reise blos in dem Entzücken über die herrliche Landschaft hingebraht haben, wenn mich nicht der Umgang*

*mit den dortigen Bewohnern in ein noch süßeres Entzücken versetzt hätte. Sie werden in meinem Berichte eine leichte Skizze von ihren Sitten, von ihrer Einfalt, von der gleichmäßigen Stimmung ihrer Seelen und von der friedlichen Ruhe finden, worin sie glücklich sind, mehr weil frei von Schmerzen, als vieler Genüsse wegen. Aber was ich Ihnen nicht schildern konnte, und was man sich gar nicht vorstellen kann, ist ihre uneigennützigte Menschenfreundlichkeit und der gastliche Eifer, mit dem sie jedem Fremden entgegenkommen, den Zufall oder Neugierde zu ihnen führt. (J.J.Rousseau, La Nouvelle Héloïse, 23. Brief)*

Die aufkommende Schweiz-Begeisterung, die eigentlich eine Landschafts- und Alpen-Begeisterung ist, schlägt sich auch schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts in der Dekoration nicht nur fürstlicher, sondern auch bürgerlicher Haushalte nieder. So produzierte die kurfürstlich-pfälzische Porzellanmanufaktur in Frankenthal ein Ensemble, „Das Glück der Alpen“ und stellt darin zahlreiche die Alpenmatten bevölkernde Putti dar, so sind auch aus dem Inventar einer bürgerlichen Haushalts in Heidelberg um 1760 Gemälde von Schweizerlandschaften bekannt.

Schönheit der Natur ist auch heute noch das Kapital der Region, während die einstmals gesuchte

*„Glück der Alpen“. Porzellanmanufaktur Frankenthal. Schwetzingen, Schloss.*



Einfachheit des Lebens wie allerorten der Kommerzialisierung des Fremdenverkehrs zum Opfer gefallen ist – sowohl was die Entlarvung als Illusion als auch was den Aufbau der touristischen Infrastruktur angeht.

Das Berner Oberland ist auch heute noch eines der Hauptziele des Tourismus in der Schweiz und steht, was die Gesamtzahl der Logiernächte angeht, nach der Region Zürich, Graubünden und dem Wallis an vierter Stelle, legt man die Übernachtungen der Schweizer zu Grunde, sogar an dritter. In der Aufenthaltsdauer von Ausländern liegt es an zehnter Stelle, in der von Inländern an vierter. Das zeigt die nach wie vor ungebrochene Attraktivität des Berner Oberlands für die Schweizer selbst.

Interessant ist, und das sei nur am Rande bemerkt, dass die Wertschöpfung in der Schweiz durch den Fremdenverkehr ziemlich genau dem Abfluss an Geldern entspricht, die die Schweizer durch Reisen ins Ausland ausgeben.

Informationen zum Berner Oberland:

Tourismus Information Interlaken (<http://www.interlaken.ch/>)

Jungfrau Region Tourismus AG, Interlaken  
([www.jungfrauregion.swiss](http://www.jungfrauregion.swiss))

Großer Flyer „Erlebniskarte Sommer 2023“  
mit Panorama der umliegenden Berge und 200  
Ausflugs- und Wandertips

## Prolog: Schweiz-Erlebnis

Die Berge sind nicht mehr feindlich, sie sind einfach da. Man folgt den schmalen Wegen auf die Alpenpässe wie eh und je, ist aber nicht froh, sie überwunden zu haben und ins nächste Tal absteigen zu können – man genießt, man erschauert ob der Natur.

Der erste war der Berner Gelehrte Albrecht von Haller, der sich 1728 auf den Weg machte und seine Erlebnisse im Berner Oberland im folgenden Jahr in einem Gedicht festhielt. Das Gebirge war die Krone der Schöpfung und Heimat vom Menschen, die in ursprünglicher Einfalt und Sittentreue lebten. Gefühl, Staunen und Hingerissensein, das ist auch der Grundzug in Rousseaus „La Nouvelle Héloïse“ von 1761. Auch Kant erlebt die Natur in seiner „Kritik der Urteilskraft“ (1790) als kühn und gewaltig, das Zerstörerische aber macht sie um so anziehender, je mehr man sie aus sicherer Perspektive betrachtet.

Man bleibt also besser unten in der sicheren, bewohnten Zone und schaut ehrfürchtig hinauf. Schaut vielleicht hinauf zu den Gletschern, von denen man weiß, dass sie zu betreten höchste Gefahr darstellt. Man schaut hinauf, wo schroffe, kahle Felsen in der Sonne blitzen, Schneefelder noch glitzern oder wo Wolken die Häupter der Drei- und Viertausender umsäumen. Helden eben. Olymp. Mitten in Europa, in der Nachbarschaft.

Olymp? Ist das nicht zu dick aufgetragen?

Friedrich Leopold zu Stolberg wandert 1794 von Meiringen aus zur Großen Scheidegg:

*„Wir fanden vor seiner Sennhütte einen jungen Hirten, dessen Schönheit, Stärke und edler Anstand uns an die Zeiten erinnerte, da junge Helden, Söhne der Fürsten, es nicht unter ihrer Würde achteten, am quellenreichen Ida, oder am umwölkten Olympus, die väterliche Herde zu hüten.“* (Leopold zu Stolberg, Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien 1794, S. 148)

## Schweizylon

Deutsche Dialekte sind Sympathie- oder Antipathieträger. Schwaben sind in der allgemeinen Wertschätzung ganz unten, seit der Wiedervereinigung, das sagen böse Zungen, von den Sachsen überholt. Der Berliner Slang wird kultiviert, Bayerisch gilt bis in höchste Politikerkreise als kulturell wertvoll. Subjektive Einschätzung, medienwirksam und daher Unfug. Gott erhalte uns unsere kleine, im Hemd von Harmlosigkeit und Spaß daher kommende Fremdenfeindlichkeit.

Alemannisch gibt es nicht. Selbst Filme, die im Schwarzwald spielen, warten bekanntlich mit einem kruden Mischmasch aus allen möglichen Illusions-Mundarten auf, der alles andere ist, aber nicht der authentische Dialekt.

Die Schweiz geht seit 1648 (spätestens) ihren Weg getrennt vom Rest Deutschlands. Schweizer Deutsch gilt als exotisch, selbst in der Form, die in der Schweiz selbst als Hochdeutsch gilt. Wird im deutschen Fernsehen ein Schweizer Muttersprachler eingeblendet, wird sofort Untertitelt.

Schweizer Fernsehen – Sendung über das „Game of Drones“, die Schweiz als führendes Land in der Drohnentechnologie (Zwischenfrage: Wo steht Deutschland auf dem Gebiet? Hinten oder ganz hinten?). Letztlich ist die Sendung egal, es hätte auch manche andere sein können.

Es treten auf: Die Moderatorin – spricht einen deutlich hörbaren Schweizer Akzent, der aber insgesamt mühelos als hochdeutsch durchgehen kann. Das ist die Sprache, die der Schweizer spricht, wenn er hochdeutsch redet.

Wissenschaftler und Ingenieure – akzentfrei hochdeutsch, einer von ihnen mit erkennbar norddeutschem Einschlag. Alleamt Import aus dem Norden? Fortschritts-Migranten, die in der Schweiz technologisches Asyl erhalten? Hat die Schweiz keinen eigenen Nachwuchs?

Dann Politiker, Bundesräte darunter – schweizerdeutsche Na-



tive Speaker, ohne jegliche Allüren, auch nur im Entferntesten für Nichtschweizer verständlich zu sein.

Stop – nicht nur für Nichtschweizer, eher für Hochdeutsche. Es gibt ca. 30% Schweizer, die französisch oder italienisch sprechen, dazu eine wachsende Zahl von Sprechern „anderer Sprachen“. Die aber lernen, wenn sie Deutsch lernen, Hochdeutsch. Und haben weiterhin ernsthafte Probleme mit Schwyzerditsch. Und dennoch ist die Integration nicht nur „gelingen“, sie ist seit Jahrhunderten Alltag.

Max Frisch schreibt zum Thema der Mundart:

*„Obschon die Deutschschweizer, ausgenommen vielleicht Schriftsteller und Pfarrer, sich nur in der Mundart wohlfühlen, heißt es in der Befehlssprache unserer Armee: Feuer! nicht Ffür!. Das ruft sich besser ...*

*Zumindest wenn der Befehl sich an eine größere Gruppe richtet, hören wir nicht: Helm uff! sondern Helm auf! Besteht ein Befehl aus ganzen Sätzen, so bleibt es allerdings bei der Mundart; sonst könnte die Wirkung komisch sein, spätestens wenn der Kanonier den vernommenen Befehl wiederholen muss. Hingegen heißt es wieder: An die Gewehre! Und das ist überzeugend; wir sollen nicht meinen, dass wir hier zu Hause sind. Die Hochsprache, wenn auch nur in Brocken verwendbar, gibt dem Befehl eine gewisse Verschärfung, ohne dass der Befehlende brüllen muss.“ (Max Frisch, Dienstbüchlein S. 16/17.*

Das ist wohl der Grund, warum Bundesräte in der Sprache der Schweizer Nation reden und nicht Hochdeutsch: Jovial wollen sie wirken, volksnah.

Ungewohnt der unbemerkte Übertritt von der Deutschschweiz in die Romanie. Einfach andere Ortsnamen. Einfach so. Die Erfahrung geht uns Nationaldeutschen ab.

Was wir aber mit den Schweizern gemeinsam haben, ist die Zurückhaltung beim Lernen der Nachbarsprache. Von den Deutschschweizern lernen nur 15% Französisch und 12 % Italienisch, von der Schweizern der Romanie lernen 21% Deutsch, der Anteil derer, die Italienisch lernen, ist so gering, dass er statistisch nicht erfassbar ist. Von den italienischsprachigen Schweizern schließlich lernen 12% Deutsch und 4% Französisch, dafür aber 21% Italienisch. 11% der Deutschschweizer lernen Deutsch, 14% der französischsprachigen Schweizer lernen Französisch.

Das betrifft die über 25jährigen, die eine Sprache lernen. Anders sieht die Sache bei der alltäglichen Sprachverwendung aus: Fast zwei Drittel (64%) der Schweizer Bevölkerung verwenden mindestens einmal pro Woche mehr als eine Sprache. 38 Prozent benutzen zwei Sprachen, ein Viertel (26%) drei oder mehr Sprachen. Englisch liegt hinter Deutsch, Schweizerdeutsch und Französisch auf dem vierten Platz.

## **Brienz**

Brienz liegt am Ostufer des Briener Sees und hat knapp über 3000 Einwohner. Man erreicht es heute von der Ausfahrt 29 der Autostraße Thun – Interlaken – Meiringen. Hier hält die Zentralbahn, hier landen die Schiffe der Schifffahrtsgesellschaft, hier kann man sehr schön auf der Promenade am See spazieren gehen und die türkisgrüne Färbung des Sees in sich aufnehmen. Brienz bemüht sich, immer wieder durch Veranstaltungen Besucher in die Stadt zu ziehen. Der Wikipedia-Artikel zählt einige „Sehenswürdigkeiten“ des Orts auf, die nun allerdings zum größten Teil außerhalb der Siedlung liegen.

Ebels Reiseführer von 1843 schreibt zu Brienz:

*„Bekannt sind die Briener Sängerinnen, deren eigenthümlicher Gesang sich besonders auf dem*

*See und aus der Ferne anmuthig ausnimmt.“ (Ebel, Anleitung S. 174)*

Interessant ist, wie sehr sich die Panoramatapete wirklich auf die Wiedergabe von Stereotypen beschränkt – hier der See und die auf steilem Hügel lokalisierte Kirche.

Besonderes Merkmal für den Ort ist, wie Ebel berichtet, seine hochgradig gefährdete Lage, die ihn immer wieder zum Opfer von „Erdschlipfen“ und Schlammströmen machte, von denen einer 1797 die Weiler Schwanden und Hofstetten zerstörte.

Brienz hat extrem unter dem Augusthochwasser 2005 gelitten, als der Trachbach mit einer gewaltigen Mure dem Ort schweren Schaden zugefügt hat.

Der dabei zerstörte Gast-

hof neben dem Bach ist längst wieder aufgebaut und auch sonst sind wohl auch die letzten Schäden repariert. Eine Konsequenz hat man allerdings wasserbautechnisch aus dem Unglück gezogen, und das ist für uns Flachländer nun wirklich eine Sehenswürdigkeit.

Als Problem erwies sich damals, dass die zwei Brücken über den Bach, die Straßenbrücke und die Fußgängerbrücke an der Promenade, dessen Querschnitt für dieses Extremereignis zu stark verengten. Um für das nächste Ereignis dieser Größenordnung gerüstet zu sein, baute man die Brücke so, dass



*Verschiebbare Brücke über den Trachbach*

man sie mittels Ketten nach unten verschieben kann. Mit dem Gefälle des Bachs wird so der Querschnitt für den Ablauf des Wassers und seiner Geröllfracht größer. Die Promenadenbrücke lässt sich von ihrer Lage her nicht verschieben. Hier baute man seitlich einen breiten Ablauf, so dass im Ernstfall die Öffnung unter der Brücke sogar zugesetzt sein kann und das Wasser fließt mit allem, was es mit sich bringt, seitlich ab. Eine echte Sehenswürdigkeit.

Aber ist nicht schon das Wort „Sehenswürdigkeit“ schwierig? Ich stelle mir vor, ich stehe irgendwo und sage „Nein, du bist nicht würdig, gesehen zu werden!“ Ok, Buchstabenklauberei. Brienz hat aber auch einen „historischen“ Dorfkern. Und der war vor zweihundert Jahren tatsächlich sehens- und bemerkenswert:

*„Wir stiegen aus in Brienz. Es ist ein großes Dörfchen, dessen Häuser, nach allgemeiner Art des*



*Kirche von Brienz*

*Oberlandes vom Kanton Bern, aus über einander gelegten, abgerindeten Tannenstämmen gebauet, und mit Schindeln gedeckt sind. Auf dem ziemlich flachen Dache dieser Häuser, und der ihnen ähnlichen Sennhütten auf den Alpen, liegen große Steine, damit der Wind die Dächer nicht hole. Die Kirche des Orts liegt auf einem einzelnen kleinen Felsen.“ (Leopold zu Stolberg, Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien 1794, S. 148)*

Goethe nimmt auf seiner Schweiz-Reise Brienz nur ganz am Rande zur Kenntnis:

*„Vor dem Wirthshauss musten zwei Burschen nach Schweizermanier in dem Gras mit einander ringen.“ (Seidels Tagebuch mit Goethes Zusätzen, 13. Oktober 1779)*

Am Ortsausgang am Nordufer des Sees liegt die Kirche – wir haben uns in der Tourist-Information danach erkundigt. Vielleicht gab es ja noch eine zweite, ganz exponiert gelegene. Nein, das ist die einzige. Sie steht auf der Tapete auf einem hohen steilen Hügel über dem See. Hügel ja, hoch nein, steil nein. Der Kirchhügel (nach dem Lexikon der schweizerischen Gemeindenamen gab er schon zur Zeit der Kelten als „Anhöhe“, „brigantion“, dem Ort den Namen) ist rein optisch geschätzt so hoch wie der Kirchturm misst. Einige Stufen führen hinauf, nach hinten, vom umgebenden Gelände, ein Fahrweg. Die Kirche selbst ist eine schmucklose Dorfkirche, mag sein, ein älterer Bau, innen modern.

Faszinierend aber, was wir innen per Zufall miterleben durften. Absolventen einer Bildhauer-Fortbildung probten für ihre Abschlussfeier, die unmittelbar nach unserem Besuch hier stattfinden sollte, ein wunderschönes Lied. Ein Volkslied wohl, mehrstimmig, ganz laienhaft wäre das als „Schweizer Volkston“ einzuschätzen. Das besondere (und da kommen wir noch drauf), die allermeisten, junge Männer und junge Frauen, ka-

men in Tracht. Zwei ohne Tracht – und DAS hat befremdet. Hatten die nichts anzuziehen??



Noch einmal sehens-, besser hörens- und würdig: Bei den Schweizer Dampfzügen Anfang Juli in Brienz traten auch zwei junge Frauen mit Alphorn an, dazu ein Mann zum Fah-nenschwingen. Es ist für uns Flachländer schwer, die Schweizer Tra-

dition der *Schwinget* zu verstehen. Muss man auch nicht, die Schweizer lieben es und schwingen ihr Schweizerkreuz (oder auch mal die Kantonsfahne) mit Inbrunst. Es war vielleicht nicht der Schweizmeister, den antrat, aber er verstand, die Fahne hochzuwerfen und wieder aufzufangen. Der Flachländer in mir findet es schon gut, dass er nicht von der eigenen Fahne getroffen wird.

Die Alphörner – so typisch schweizerisch, dass sie wohl auf keiner traditionsbewussten Veranstaltung fehlen dürfen. Eigentlich fällt auf, dass Alphornbläser auf der Panorama-Tapete fehlen. Miss Jemima schreibt über das Alphorn-Erlebnis (und dem ist nichts hinzuzufügen):

*„Auf der grünen Wiese hatten ein Mann und ein paar Jungen mit einem Alphorn Aufstellung genommen. Dabei handelt es sich um ein eineinhalb bis zwei Meter langes Holzrohr, das mit gespaltenen*

*Weidenruten umwickelt wird. Der Mann stützte es auf einen keilförmigen hohlen Trog und blies hinein, als wir uns näherten. Er musste lange geübt haben, um einem so unmusikalisch aussehenden Instrument derart weiche, volle Töne entlocken zu können. Die Noten erstarben in den zartesten Kadenz, wurden von den Bergen aufgefangen und wieder und wieder von ihnen zurückgeworfen. Uns blieb kaum ein Augenblick, ihre Schönheit zu loben, als die Berge ihr Echo in schwächerer Weise zurückwarfen, wieder eine Pause, und wir hörten ihre Schwingungen noch immer zwischen den Felsen verweilen, bis sie mit einem musikalischen Seufzen verklungen.“ (Journal S. 92/93)*

Tourist-Information Brienz, Hauptstraße  
143, gegenüber dem Bahnhof und der  
Schiffsanlegestelle  
Informationsmaterial:  
Gästeinfo-Broschüre 96 S. mit Vorstellung  
der Region, Service-Adressen,  
Sportangeboten, Museen und Ausstellungen,  
Sehenswürdigkeiten, Veranstaltungen,  
Fahrplänen, Adressen und Hotels und  
Restaurants und Dorfplan.  
Panoramakarte Brienz mit Brienzer Rothorn,  
auf der Rückseite kurze Tourenvorschläge  
und Skiliftkarte.  
Fahrplan Brienzer und Thuner See.

## Ringgenberg

Von Interlaken in wenigen Minuten erreichbar liegt Ringgenberg, direkt am Briener See. Das heißt, nicht ganz am See, denn zwischen dem Ort und dem See ist ein leichter, mit Bäumen und Gebüsch bestandener Abhang. Überhaupt liegt zwischen dem Ort und dem See noch die Burg, im Mittelalter Sitz des Ritters Kuno, den der Stauferkaiser Friedrich II. zum Vogt des Gebiets um den See ernannt hatte und der sich vordem „von Brienz“, jetzt „von Ringgenberg“ nannte. Die Burg ging schon im 14. Jahrhundert in Flammen auf, wurde geplündert und verfiel.

Geradezu in die Ruine hineingebaut wurde aber ab 1670 die reformierte Kirche des Orts – da das Burggelände größer als die benötigte Kirche war, blieb der romanische Wohnturm stehen. Die westliche Schildmauer blieb ebenfalls erhalten und



*Burg und Kirche Ringgenberg auf der Tapete*



erhielt einen Glockenturm als Aufsatz, der Rest wurde abgebrochen, aus den Steinen die neue Kirche gebaut. Burgruine und Kirche bilden seither ein romantisches Ensemble und sind vor allem von der gegenüberliegenden Seeseite, von Bönigen aus, zu sehen.

Die für die Tapete verwendete Vorlage zeigt Baumbewuchs auf dem Bergfried. Der Maler der Tapete hat den detailgetreu



*Ringgenberg, Burgkirche. Linke Seite auf der Tapete, oben vom Bergfried der Burg aus gesehen.*

übernommen. Die Bäume sind natürlich inzwischen längst weg, das sieht zwar romantisch aus, zerstört aber das Mauerwerk.

Die Vorlagezeichnung „Vue du Chateau de Ringgenberg“ zeigt Burg und Kirche von Nordosten, den See im Hintergrund. Der Maler der Tapete dreht die Zeichnung um, bringt sie seitenverkehrt, kopiert aber exakt auch die Bäume, die aus dem Mau-

erwerk der Ruine wachsen. Sinn dieser Umkehrung ist, dass der Turm als der romantischere Teil der Anlage nach vorne zu stehen kommt, die Kirche ist nicht so wichtig.

Die Kirche ist eine evangelische Kirche und zum Besuch offen, man kann auch außen herum gehen und auf den Bergfried hinauf steigen. Der hatte im Obergeschoss einen „Rittersaal“, dessen Fenster sind allerdings trotzdem so klein, dass es ziemlich dunkel da drin gewesen sein muss. Ein Kamin war auch nicht da. Also gemütlich hatten die Rittersleut das wirklich nicht. Johann von Ringgenberg hat trotz dieser Wohnsituation einigen Ruhm als Minnedichter erworben, seine Lieder sind im Codex Manesse gesammelt.

Wo der Zeichner unterhalb des Schlosses am See eine Mühle zeigte (die der Maler der Tapete getreu übernahm), steht heute ein Hotel mit Restaurant.

Besuch der Burgruine kostenlos

## **Haslital**

Ein Blick auf die Bilder, die von Künstlern schon des 18. Jahrhunderts in dieser Region und über diese Region hergestellt wurden, zeigt den tiefen Eindruck, den Wasserfälle und vor allem die Zahl der Wasserstürze von den Felsen hinterlassen haben. Caspar Wolf malte ein Bild, auf dem, wohl zur Zeit der Schneeschmelze gleich vierzehn Sturzbäche nebeneinander sich ins Tal ergießen („Sturzbäche am Geltengletscher“, Museum Oskar Reinhart, Winterthur). Kein Wunder also, dass auch der heutige Besucher von diesem Naturschauspiel sofort in seinen Bann gezogen wird.

Vom Balkon der Unterkunft aus öffnet sich der Blick auf die gegenüber liegende Bergkette und auf die Dreitausender im Osten. Es ist fast schade, dass man als Besucher des 21. Jahr-

hunderts nur allzu oft auf das abendliche Alpenglügen wartet.

*„Die Aussicht von dem Brienersee nach den Haslibergen und den Schneegebirgen bei untergehender Sonne ist gros. Es war schon Nacht als auf den Schneebergen oben noch die Sonne glänzte.“ (Seidels Tagebuch mit Goethes Zusätzen, 13. Oktober 1779)*

Am gegenüber liegenden Berghang ist ein Wasserfall zu sehen, der sich von der Klippe senkrecht herab in die Tiefe stürzt (*Ist das ein Wasserfall da drüben? Das IST ein Wasserfall!*). Auf halbem Weg schlägt er auf einem Felsen auf und zerstiebt in tausend feine Strahlen.



*Alpenglügen*

Der Wasserfall ist nichts Besonderes, kein Führer, keine Panoramakarte verzeichnet seinen Namen, nur die Straßenkarte. Er ist ein kräftiger Fall, und der Bach hat wohl auf seinem Weg vom Bergland herunter schon Einiges eingesammelt, was er

jetzt in die Aare ergießt. Besonders ist er nur für uns, für uns Flachländer – es ist unser erster auf dieser Reise.

Auf seiner ganzen Länge, von Meiringen bis über Brienz hinaus, ist das Tal auf seiner Südseite von dieser senkrecht aufsteigenden Felsklippe begrenzt, der von oben herabgestürzte Hangschutt bildet eine steile bewaldete Böschung, die wiederum von zahlreichen Wasserrinnen durchzogen ist. Oberhalb des Felsabbruchs steigen Wälder und Matten steil auf bis unter die Felsgipfel des Axalphorns.

Es war der Aaregletscher, der vor Urzeiten, von den Zwei- und Dreitausendern im Osten kommend, das Tal ausgehobelt hat. Er hat auch den Briener und den Thuner See ausgehoben, bis dann seine Kraft erlosch.

Still liegen beide Seen heute in das umgebende Bergland eingebettet. Es ist das Zusammenspiel von See, von Steilhang, vom Hochgebirgsgipfeln, die gerade einmal in fünf bis acht Kilometern Entfernung aufragen, und dem allgegenwärtigen und alles formenden Wasser, was den Reiz der Landschaft ausmacht.

Wasser hat diese Welt geformt – und nicht nur sie. Als der um die 900 m dicke Eispanzer des Aaregletschers am Ende der letzten Eiszeit abschmolz, müssen sich immense Wassermassen den Fluss hinab ergossen haben, müssen weiter ausgehöhlt, abgeschliffen und weggeschwemmt haben, müssen ihr Geschiebe den Rhein hinunter getragen haben, bis der in der Ebene die Möglichkeit hatte, sich auf einige Kilometer Breite aufzufächern und seine Fracht in der langsameren Strömung abzulegen. Die kleineren Sedimente blies während der Kaltzeiten der starke Wind aus dem vegetationsarmen Geröll aus, häufte die feineren Sande zu Dünen auf, die noch feineren Schwebstoffe trug er weiter und lagerte sie am Rand der Ebene als mächtige Lössschicht ab – Grundlage des Weinbaus in Baden. im Elsass und der Pfalz.

Und wo ist der Sand geblieben? Im Rhein-Neckar-Kreis und im

hessischen Kreis Bergstraße wurde er abgelagert als Binnendünen, als Sanddünen im Binnenland. Naturschutzgebiet ist das heute zum Teil.

Den ausgewaschenen und aufgelösten Kalk haben wir übrigens auch – als dicke abgelagerte Schicht im Wasserkocher und als Kalkflecken im Badezimmer.

Über die Menge des Geschiebes, das die Aare und ihre Nebenflüsse in Vergangenheit und Gegenwart mit sich führten und noch führen, macht sich der Laie keinen Begriff. Wer den Trümmelbachfall im Tal der Lüttschine hinter Lauterbrunnen besucht, erfährt, dass der Bach pro Jahr um die 20.200 t Material zu Tal schwemmt. Das sind rund 4200 m<sup>3</sup>, umgerechnet etwa 11,5 m<sup>3</sup> pro Tag. Die Zahl erscheint hoch, allerdings geht aus den Berechnungen der Schweizer Fachleute hervor, dass die Aare beim Eintritt in den Briener See pro Jahr eine Fracht von 7.770 m<sup>3</sup> mitführt und im See ablädt. Rechnet man die zahlreichen Wasserbauten, die genau diesen Geschiebeeintrag verringern, weg, kommt man auf einen „Normalzustand“ von 13.800 m<sup>3</sup>. Man mag nachrechnen, in wie viel Jahren damit der Briener See mit seinen 5,2 km<sup>3</sup> Volumen zugeschüttet ist. Die Fachleute des Berner Amtes für Wasser und Abfall sind bemüht, einen Kompromiss zwischen Revitalisierung der Gewässer und Verhinderung von Schäden durch Geschiebe zu finden.

Die Landschaft ist vom Eis und seiner Gewalt geprägt. Nur wo es so die Landschaft formte, stürzen Bäche wie der im Blick aus dem Fenster in solche Tiefen.

Es ist vielleicht auch der Reiz der zahllosen Wasserfälle, der den Schweizern gleichermaßen als Kapital der Tourismus-Region wie als Sorgenkind gilt. Was wird aus dem Wasserhaushalt der Schweiz, wenn eines Tages die Gletscher alle abgeschmolzen sind? Reicht es, da, wo man technisch kann, Stauseen zu bauen als Reservoirs, KANN man das überhaupt in dem Umfang, in dem es nötig wäre?

Das Tal heißt Haslital und wirbt mit einem sympathischen Mix

aus Natur, Aktivitäten, beeindruckenden Panoramen und attraktiven Events.

Prospekt „Haslital. Berner Oberland. Sommer Guide“ von Haslital Tourismus in Meiringen ([www.meiringen-hasliberg.ch](http://www.meiringen-hasliberg.ch))

## **Wasserfall I - Oltschibach**

Der Wasserfall, den wir zuerst gesehen haben, heißt Oltschibachfall, und am nächsten Tag waren wir dort. Wenn einer leicht zu finden ist, dann er (und seinesgleichen, die von Weitem zu sehen sind, ebenfalls). Noch war die Wasserfall-



*Wasserfall des Oltschibachs am Hang zum Tal der Aare.*

Empfindung unbeeinträchtigt und spontan. Im Nachhinein erscheint die Reihenfolge geradezu ideal, war es richtig, mit dem Kleinsten zu beginnen.

Was man von Weitem gesehen hat, war nur das oberste Drittel, das des freien Falls. Das ist normal in dieser Landschaft der bewaldeten Geröllhänge. Dann sieben oder acht Kaskaden, bis die schäumenden Wasser, zerstäubt, zerspritzt, zerfasert, sich wieder sammelnd, über mächtige Felsstürze zu Tal rauschend, sich schließlich in einem Bett wieder vereinen, unter dem Brückchen durchschäumen und endlich als das, was man gemeinhin unter einem Gebirgsbach versteht, der Aare entgegen fließen.

Hier lernt der Flachländer auch erstmals den steten kalten Wind kennen, der vom stürzenden Bach ausgeht, aber abflaut und still wird, kaum hat man den näheren Bereich des Bachs verlassen. Da sollten wir noch ganz andere Luftströme kennen lernen.

Im Wald am Fuß des Falls liegen Kalksteinbrocken, so groß, als hätten Riesen sie zerstreut. Und schließlich ein alter Bekannter: Goethe soll hier gewesen sein, 1779, am Oltschibach vorbei gewandert sein (*„an dem Wandel- und Olzibach vorbei“*, 13. Oktober). Aber der Fall war ihm keine Zeile in den Erinnerungen wert.

Schaut man sich indessen die Darstellung auf der Tapete genauer an, dann ist dort genau dieser Fall aufgenommen. Der stürzt nicht in den See, der springt nicht von Stufe zu Stufe. Er ist da, weithin sichtbar. Ikone eben.

Oltschibachfall kostenlos zugänglich

## Wasserfall II - Staubbach

Auf der Frage nach dem Staubbachwasserfall wurde mir gesagt, der sei zwar schön, aber eindrucksvoller seien die Trümmelbachfälle. Zwischen diesen beiden liegen Welten, und zu den Trümmelbachfällen kommen wir später.

Der Staubbachfall, einer von insgesamt 72 Wasserfällen im Lauterbrunnental, war schon im 18. Jahrhundert DAS Ziel der Reisenden und immer wieder Motiv für Maler, die die Schönheiten der Landschaft erfassen wollten. Nach den Seerenbachfällen am Walensee ist er der zweithöchste der Schweiz.

*„Eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten dieses Thals ist unstreitig der Staubbach, welcher sich über eine bey 900 Schuh hohe fast senkrechte Felswand ins Thal hinab stürzt, und wenige seinesgleichen haben wird. Will man den in dem unteren Becken dieses Bachs sich formierenden prächtigen Farbenbogen sehen. so muss man dazu den Vormittag nehmen. Man sieht überdem noch verschiedene schöne Wasserfälle durchs Thal hinein, deren jeder etwas besonderes und eigene Schönheiten hat.“*  
(Wytttenbach, Anleitung S. 7)





Albrecht von Haller preist ihn schon 1729:

*„Hier zeigt ein steiler Berg die Mauer-gleichen Spitzen, / Ein Wald-Strom eilt hindurch und stürzt Fall auf Fall. / Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen / Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall. / Das dünne Wasser teilt des tiefen Falles Eile, / In der verdeckten Luft schwebt ein bewegtes Grau, / Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Teile / Und das entfernte Tal trinkt ein beständige Tau. / Ein Wanderer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen, / Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.“*

(Albrecht von Haller, Die Alpen, 1729, Kapitel 1)



*Vorige Seite: Staubbachfall bei ruhigem Wetter:*

*Oben: Staubbachfall bei Wind.*

Der Wasserfall hat seinen Namen, weil auf dem langen Weg, den er von der Kante des Felsabbruchs nach unten, immerhin 270 m, ihn ab und zu Winde packen und das Wasser verwehen, so dass es in der Luft während des Falls zu vernebeln, zu zerstäuben scheint. Das Auge nimmt dann seltsamerweise

nicht mehr wahr, wie das Wasser weiter fällt, der untere Teil des Wasserfalls scheint neu zu entstehen.

Der Reiseführer von 1777 hatte übrigens noch in einem ganz besonderen Punkt recht: Man sollte den Staubbachfall auf jeden Fall am Vormittag besuchen, wenn er im Sonnenschein liegt.

Goethe ist 1779 von dem Naturschauspiel eher verwirrt als aufnahmefähig:

*„Es ist ein sehr erhabener Gegenstand. Und es ist vor ihm, wie bei allem grossen so lang es Bild ist so weis man doch nicht recht was man will. Es lässt sich von ihm kein Bild machen, die Sie von ihm gesehen haben sehen sich mehr oder weniger ähnlich; aber wenn man drunter ist, wo man weder mehr Bilden noch beschreiben kann, dann ist man erst auf dem rechten Fleck.“* (Sonnabend, 9. Oktober)



*Schwetzinger Tapete „Vue de Suisse“, kombiniert mit dem Anfang der Tapete in Schloss Rheda, die auf den ersten beiden Bahnen den Wasserfall in voller Größe zeigt.*

Die Reiseliteratur des 19. Jahrhundert preist den Eindruck, den er vermittelt, in den schwelgerischsten Tönen. „Miss Jemima“ zitiert in ihrer Alpen-Reise in den 1860er Jahren:

*„Und wie ein Rauch der sinkt, so troff der Fall, den Fels hinab, als ob er fiel' und hielt' und fiel.“*

und noch aus einer anderen Stelle

*„Der wie Rauch der sinkt, ein feiner Schleier der sich sachte senkt; Der dringt durch wabernd Licht und Schatten vor, Und wälzt von Schaum ein schläfrig Laken mit.“ (Journal, S. 93)*

Wytttenbach folgte zu Beginn der 1770er Jahre seinem naturwissenschaftlichen Interesse und maß – unter reger Anteilnahme der Bevölkerung im Tal – die Höhe des Wasserfalls. Von seinen 10 Zeichnungen, die er seinem „Merkwürdige Prospekte“ hinzufügte, stellen vier den Staubbachfall vor. Dieser außerordentlichen Wertschätzung folgt auch die Tapete „Vue de Suisse“.



*Tapetenszene: Schäfer und Schäferin beim Durchqueren des Bachs.*

Entgegen sowohl dieser ungebrochenen Euphorie als auch der Vielfalt der Erscheinungen, die Wytttenbach illustriert und dokumentiert, stellt die Tapete den Staubbachfall in der nachgerade typischen Ikone der mächtigen Kaskade vor, die durch ihre Höhe beeindruckt, aber ihren in den Bann ziehenden Zau-



Folge der Stiche aus Wyttenbachs „Anleitung“ (1776)

Nr. 2: Vallée de Lauterbrunn / contre les glaciers Canton de Berne (In Richtung der Gletscher).

Nr. 4: Première Chûte du Staubbach / dans le vallée du Lauterbrunn: Canton de Berne (Erster Fall des Staubbachs).

Nr. 5: Seconde Chûte du Staubbach / dans le vallée du Lauterbrunn: Canton de Berne. (Zweiter Fall des Staubbachs).

Nr. 6: Seconde Chûte du Staubbach en hyver / du coté opposé du celle d'été, / dans le vallée du Lauterbrunn: Canton de Berne (Zweiter Fall des Staubbachs im Winter, von der entgegengesetzten Seite wie bei der Ansicht des Sommers).

Alle Vorlagen: Bayerische Staatsbibliothek München, CC BY-SA 3.0



N<sup>o</sup> 1  
*Première Chûte du Staubbach -*  
*dans la Vallée de Linthobrunnen Canton de Berne.*

© 1825 - Paris C. Weysser, Rue de la Harpe N<sup>o</sup> 22.



C. Wolff del. et sculp.

N. 5.

M. Spinniger sculpit.

*Seconde Chûte du Staubbach*

*dans la Vallée de Lauterbroun, Canton de Berne.*

*à BERNE, chez A. Wagnon, Supr. de LL. 68.*



C. Wolff ad nat. pinxit

N°6

M. Simonet del.

Seconde Chûte du Staubbach en hyper-  
du côté opposé à celle de la Vallée de Lauterbrunn, Canton de Berne.

à Paris chez M. la Haye, Palais National, N° 11

ber verbirgt. Das hat sie dann mit den Werbeplakaten des ausgehenden 19. Jahrhunderts gemein.

Der Fall ist nicht direkt zugänglich, von einem kleinen Platz führt ein Weg nach oben und setzt sich als Aufstieg unmittelbar an der Felswand fort. Das Gelände davor ist wegen Steinschlaggefahr gesperrt.

An der Felswand selbst ist deutlich die breite Aufprallzone des Wassers zu sehen, besonders, da hier kein Schutthang am Fuß der Felswand liegt. Das Wasser fällt bis unmittelbar oberhalb der Wiesen.

Gerade damit zeigt sich aber, dass der Zeichner der Tapete auch hier mehrere Eindrücke miteinander verwoben hat. Am Fuß des Wasserfalls zeigt die Tapete nur links vom Wasserfall den kahlen Felshang, rechts scheint deutlich ein bewaldeter Schutthügel zu liegen – das ist die Situation des unmittelbar flussaufwärts benachbarten Wasserfalls.

Die abgebildete Situation, dass nämlich der Fall von der Kuppe eines Bergs zu kommen scheint – das ist auf dem Exemplar in Rheda deutlicher als in Schwetzingen oder Brig – entspricht der Ansicht von unten, vom Talboden aus, wo der dahinter liegende Berghang bis zu den Höhen hinter der Kante verschwindet. Warum deutlicher? Weil die Tapete in Rheda auf dieser Seite, am Beginn des Panoramas, zwei Bahnen mehr hat als die in Schwetzingen.

Am Fuß des Staubbachfalls wird auf der Tapete eine kleine Kapelle mit einem Glockenaufsatz gezeigt. Caspar Wolf malte an der Stelle eine Kapelle mit einem Turm, in der man unschwer die heutige Kirche von Lauterbrunnen erkennen kann. Der junge Mann, der mit seiner Herde aus Schafen, Ziegen und Kühen auch sein Maultier mit seiner Liebsten darauf durch den Bach führt, sollte allerdings vorsichtig sein, die Strömung der Lütschine dürfte zu stark sein. Das ist Romantik, das ist Illusion.

Staubbachfall kostenlos zugänglich.

Kostenpflichtiger Parkplatz 100 m vorher.



## Was erwarten Besucher?

Was erwarten chinesische Besucher, fragen wir den Hotelier, als eine Gruppe von Reisenden aus Fernost ihren Bus verlassen. Nichts, sagt der. Reisegruppen aus China „machen“ Europa in 10 Tagen, davon zwei Tage Schweiz: Holzbrücke Luzern, Alpenpanorama mit Bergbahn, auf das Jungfrauoch hoch, noch eine zweite Bergtour am selben Tag. Fertig.

Weit entfernt von dem, was ein Besucher um 1800 erwartete: Romantik, Tradition, Kostüm, Alpen.

Aber auch diese Romantik war für die Touristen zurecht gebaut, spiegelte eine heile Welt wider, die es wohl damals schon nicht mehr gab (wenn es sie denn jemals gegeben hatte).

Damals wie heute arbeitet die Tourismus-Industrie mit Klischees, mit Ikonen, die zurecht gebaut und präsentiert werden – so wie letztlich die Schweizer Tapete solche Ikonen aneinander reiht. Das ist nicht von vornherein schlecht, braucht doch der Besucher-Frischling erst einmal ein Bild, mit dessen Wiedererkennungswert er zurecht kommt, weiter kommt. Schade, dass es oft bei der äußersten Schicht von Klischee bleibt. Bei den Besuchern aus Fernost vielleicht wirklich öfter als bei denen aus Europa. Aber was würden wir erwarten, wenn wir für 8 oder 10 Tage China bereisten? Yang tse, Verbotene Stadt, Chinesische Mauer? Es ginge uns, zugegebenermaßen, als Besucher in China nicht anders,

Diese Klischees haben aber auch eine Funktion nach innen. Dazu gehen wir zurück in die Zeit Napoleons. Der Franzosenkaiser beseitigte 1797 das alte System der Eidgenossenschaft. Für die Schweizer mit ihrer bis dahin 300jährigen Tradition der Selbständigkeit begann die kurze, aber mit Sicherheit schmerzlich erlebte Zeit der Fremdherrschaft. Es gibt kaum eine günstigere Gelegenheit, sich auf das zu besinnen, was „die Schweiz“ ausmacht, die Traditionen zu pflegen, wo es keine gab, neue zu schaffen – und eben diese Traditionen in Ikonen und Klischees zu verpacken.

Der Tourismus boomte, hauptsächlich kamen englische Besucher ins Land. Die neu entdeckte, neu präsentierte und vermarktete Schweiz, das war das Land der malerischen Châlets der Landbevölkerung, der Gipfel und Gletscher, der Seen und Wasserfälle und der bunten Trachten. Natürlich warf sich die junge Frau, die in Brienz die Gäste über den See zum Gießbachfall ruderte, in ein als landestypisch durchgehendes Kostüm. Und ebenso natürlich griff die Schweizer Bevölkerung selbst gerne und ausgiebig auf diese ländlichen Traditionen zurück.

Hier muss kurz eingehakt werden. Dasselbe Idyll der jungen Frau, die über den Briener See rudert, rudert im 19. Jahrhundert über den bayerischen Chiemsee. Und die typischen Châlets, diese Ikone der ländlichen Schweiz, sind mancherorts der einzige Baustil, so dass etwa Ringgenberg am Nordufer des Briener Sees letztlich aussieht wie eine Spielzeugschachtel mit standardisierten Häuschen.

Einen zweiten Einschnitt bildete der Sonderbundskrieg von 1847, der die Schweiz in der Form ersehen ließ, die wir heute kennen. Villen und Stadthäuser wurden anschließend im ländlichen Châlet-Stil gebaut – mit der Konsequenz, dass eine ganze Industrie um die Fertigung der Châlets herum aufblühte. Hier verband sich auch – wie sonst oft – diese konstruierte ländliche Tradition mit dem Nationalgefühl. Man trug Trachten an den Feiertagen der Schweizer Nation, man trug das Schweizerkreuz, so wie kaum eine andere Fahne in der Welt so hingebungsvoll geschwungen wird.

Man stelle sich vor, in Deutschland hinge Schwarz-Rot-Gold in einer solchen Dichte wie in der Schweiz die Schweizer Fahne. Es wäre Ausdruck einer permanenten Weltmeisterschaftsstimmung, wenn nicht noch schlimmer. In der Schweiz geht es als malerisch durch. Gut so.

Der Begriff Klischee ist abwertend. Ein Klischee ist zwar drucktechnisch ein Druckstock, von dem sich eine große Anzahl an

Drucken, Grafiken oder Fotos, herstellen lässt. Aber es ist abwertend gemeint, auch wenn heute kaum einer wirklich weiß, was ein Klischee ist. Oben wurde der Begriff Ikonen benutzt. Das ist wertneutraler. Eine ganze Wissenschaft, die von der Semiotik, vom Zeichencharakter in der Kommunikation, hat sich dieses Begriffs angenommen. Lotte sagt bei Goethe zu Werther nur das eine Wort „Klopstock“, und beide brechen in Tränen aus. Das sind Ikonen, die ein vertrautes Bild ohne große Worte vermitteln.

Zurück zur Tradition.

Der Anfang des 19. Jahrhunderts ist auch die Zeit – und da schließt sich der Bogen wieder – in der die Schweizer Idylle nicht nur in Kupferstichen, Vignetten und Veduten vermarktet wurde, sondern auch in Form von Tausenden von Panoramatapeten in europäische Salons gebracht wurde. Wie eben nach Schwetzingen und nach Rheda. Und wie auch – kleine Anmerkung des Autors – nach Schloss Dautenstein in der Gemeinde Seelbach im Ortanaukreis.

## **Der große Gletscher**

Zwischen dem Bauernhaus aus dem Berner Land und dem auf schwindelnder Höhe gezeichneten Schloss Grandson schiebt sich auf der Tapete ein mächtiger Eisstrom ins Tal. Diese Situation dürfte – beispielsweise – auf ein Bild des Malers Caspar Wolf, „Rhonegletscher oberhalb von Gletsch“ (Aargauer Kunsthhaus, Aarau) zurückgehen. Die Berggipfel im Hintergrund in dessen stimmen scheinbar nicht mit der Topografie des Rhonegletschers überein. Hier das Matterhorn sehen zu wollen, beruht auf der „typischen“ Darstellung des Berggipfels von Zermatt aus, erscheint aber dennoch letztlich unglaubwürdig. Matterhorn ist weit weg vom Berner Oberland. Matterhorn ist ein Solitär in seiner Landschaft. Es fehlt dem Berg auch das für das Matterhorn typische verschattete Käppi. Breithorn und

Tschingelhorn im Hintergrund des Lüttschinentals sind vielleicht möglich, entsprechen durchaus der Beschreibung Wytttenbachs von 1776 (*„Wir hatten nun das Breithorn zu unserer Linken, und vor uns erhob sich der Tschingel mit seinen zwey Hörnern mitten aus dem ewigen Eise.“* Wytttenbach, *Merkwürdige Prospekte*, 1776, S. 13). Wer einmal auf der Kleinen Scheidegg gestanden hat und die Eigerwand vor sich sah, meint die Situation anders zu erkennen. Vorne die steile Nordwand des Eiger, dahinter das Jungfrau-Massiv, und sogar die beiden „Brüste“ der Jungfrau, von denen der Reiseführer von 1777 schwärmt, sind sichtbar.

Eine zweite, bessere Möglichkeit der Deutung bietet sich anhand eines Bilds von Johann Jakob Meyer (1787-1858), *„Der Rhonegletscher von Gletsch aus“*, (1830, Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen). Hier erhebt sich über dem Rhonegletscher ein Massiv mit drei Spitzen, die sich in der Landschaft mit Klein Furkahorn, Groß Furkahorn und Galenstock identifizieren lassen. Der Zeichner der Tapete hat allerdings die Vorlage seitenverkehrt übernommen, um die Vorlage in die Gesamtkomposition einbetten zu können. Caspar Wolf hatte 1778 sein Bild vom Rhonegletscher zwar von der gleichen Stelle, aber mit einem anderen Blickwinkel gemalt. So waren in seiner Ansicht die drei Gipfel nicht so überhöht wie bei Meyer und letztlich auch auf der Tapete (Caspar Wolf, Kunstmuseum Basel 1979/80 S. 167 Nr. 77; J.J. Meyer in der Ausstellung *„Tour de Suisse“* im Museum Allerheiligen Schaffhausen, 2018).

Die Maler des späten 18. Jahrhunderts, allen voran Caspar Wolf, liebten das Hochgebirge und die Gletscher. Es war schauerlich, es war fremd, es war exotisch, es war beeindruckend. Auch ein Maler muss von seinen Bildern leben, und er malt, was das Publikum sehen (und kaufen) will.

Caspar Wolf (1735 - 1783), den Maler, hatte ich mehrfach schon erwähnt, Samuel Wytttenbach (1748 - 1838), den naturwissenschaftlich, früher sagte man erdkundlich, interessierten Theologen, ebenfalls. Albrecht von Haller (1708 - 1777), Universalge-

lehrter und Dichter, ist der dritte im Bunde, der vierte schließlich ist Abraham Wagner (1734 – 1782), Verleger und bergsteigerisch wie auch wissenschaftlich interessiert und engagiert. Dieses Quartett war maßgeblich an der Propagierung dieser Schweizer Idyllen-Romantik beteiligt. Und traf wohl den Nerv der Zeit.

Und nicht nur die Maler förderten mit ihren Bildern diese Gletscherbegeisterung. 1796 bis 1802 erschien ein Kartenwerk von unglaublicher Genauigkeit, der Atlas Suisse, der das Land auf sechzehn Kartenblättern im Maßstab 1:120000 abbildete. Feinste Schraffuren ließen die Landschaft plastisch erscheinen, und für die Darstellung der Gletscher wurde eigens eine zweite Kupferplatte verwendet.

Gletscherromantik heute? Auf der Fahrt hoch zum Jungfrau-joch kommt man an einigen Schneefeldern und Gletschern vorbei. Bläulich schimmert das auf- und abbrechende Eis, hängt, man möchte sagen waghalsig, am Rand der Felsabbrüche. Der Normaltourist ist nicht allein, er fährt mit der Bahn hoch, zusammen mit Dutzenden anderen. Den Blick hat er für sich. Andere mögen den Berg zu Fuß nach oben steigen und die Großartigkeit der Gletscherwelt genießen.

## **5000 auf 3500 m**

Wie viele Gäste verträgt das Jungfrau-joch? 5000 sind es maximal pro Tag, bei bis zu 13 Fahrten. Die Lenkung des Besucherstroms und das Angebot an Multimedia- und anderen Erlebnissen bringen es mit sich, dass der Besuch, ob man zwei, drei oder vier Stunden oben verbringt, relativ naturverträglich bleibt. Es gibt keine Liegestühle, die einzige Außenbar steht unmittelbar am Berg.

Die Besucher werden in Tunneln durch den Berg geführt, und nur am kurzen Atem merkt man, dass man nicht irgendwo unter Tage, sondern auf 3500 m Höhe ist. Es gibt eine „Tour“,

die man quasi abarbeitet und auf der man bleibt. Man kann natürlich sich entscheiden – auf der oberen, kleineren Aussichtsterrasse „Sphinx“ oder der unteren, größeren Terrasse einmal rundum zu gehen. Oder zweimal. Man kann auch den 45minütigen Weg (90 min. hin und zurück) zur Mönchskopfhütte voll auskosten oder umkehren und damit abkürzen. Keine Abstecher, kein unkontrollierter Weg ins Gelände. Neben dem Weg Gletscher, Abgrund, Tiefschnee. Von diesem Aspekt her ist der Weg durch den Felstunnel länger als der Aufenthalt im Freien. Es ist eh kalt.



*Besucher aus Fernost stehen Schlange für ein Bild mit der Schweizerfahne.*

Klar, dass man hier oben ganz unbedingt und dringend eine Schweizer Uhr kaufen muss. Dieses Angebot allerdings wird logisch, wenn man den dicht getakteten Terminplan der fernöstlichen Besucher kennt.

Und? Wo ist das Jungfraujoch-Erlebnis? Wofür lohnen sich anderthalb Stunden Bahnfahrt von Lauterbrunnen hoch?

Zum ersten muss man schon ein abgebrühter Zahnradbahn-Nutzer sein, um den Aufstieg der Bahn nicht zu bewundern, von den Atem beraubenden Ausblicken zurück ins Tal der Lütschine, nach Lauterbrunnen und auf die Bergwelt und die Schneefelder des Jungfraumassivs ganz abgesehen. Auch die Jungfraujochbahn lässt nachher die Kleine Scheidegg so schnell unten liegen, dass sie zum Schluss wie ein Spielzeugg-dorf daliegt.

Erster Ausblick Eigergletscher, Fototermin hinter Glas, der Zug hält 5 Minuten.

Oben, auf dreieinhalb tausend Meter Höhe. Überwältigend. Majestätisch. Großartig. Dem Himmel so nah.

*„Es scheint, als ob man, sich erhebend über die Wohnstätten der Sterblichen, alle niederen, irdischen Gefühle zurückließe, als ob die Seele, je mehr man sich der ätherischen Region nähert, etwas von deren unwandelbarer Reinheit annähme.“*  
(J.J.Rousseau, La Nouvelle Héloïse, 23. Brief)

Am Himmel das tiefste Blau, Sonne pur. Vorne graue Felsen mit Schneefeldern. Das 18. Jahrhundert fand die noch öde und entsetzlich. Unten der mächtige Strom des Aletschgletschers, des größten Eisstroms Europas. Und dieser Strom fließt, er bewegt sich, unsichtbar für das Auge und doch unaufhaltsam. 80 bis 200 m pro Jahr. Ein Stück Ewigkeit. Und wir sind dabei, diese Ewigkeit zu zerstören! Einen Meter Länge verliert er pro Woche. Tendenz zunehmend.

Still wird hier, wer im Leben still werden kann. Beeindruckt wird hier, wer sich noch beeindruckt lassen kann. Bergwelt. Ewiges Eis.

Zahnradbahn über Wengen zur Kleinen Scheidegg  
und weiter (umsteigen) zum Jungfraujoch.  
Anschluss von und nach Interlaken.  
Gesamtfahrzeit ab Interlaken ca. 2 Std., ab

Lauterbrunnen 1,5 Std. Sitzplatzreservierung in der Jungfraubahn zur Hochsaison möglich, Gruppenanmeldung erforderlich.

Fahrtkosten je nach Ticketart bis zu 213,- SFr.

Flyer mit den „schönsten Ausflügen“ und mit Fahrplan.

## Bären-Management

Die Tapete zeigt einen Jäger, der einen am Berghang stehenden Bären beobachtet. Das war bis vor wenigen Jahren noch historische Exotik. Es gab keine Bären in der Schweiz. Die Zeiten sind vorbei, im Kanton Bern wurde jüngst ein Bär gesichtet. Ob er sich niederlässt, mit einer netten Bärenfrau eine Familie gründet, Bärenkinder bekommt und so den Kanton wieder zu Bären-Bern macht, ist zweifelhaft. Auf jeden Fall hat die Kantonsregierung schon einmal Verhaltensmaßregeln für die Begegnung mit (echten) Bären herausgegeben, die ich interessiert zur Kenntnis genommen habe.



Was ich gelernt habe (vermutlich ohne die Chance, das Gelernte jemals anzuwenden): Bären sind scheue Tiere, die man nicht überraschen sollte. Normale laute Unterhaltung (notfalls mit dem Bären, wenn man alleine ist) zeigt ihm, dass da jemand kommt. Nicht wegrennen, denn der Bär ist auf je-



den Fall schneller. Nicht jedes Aufrichten des Bären als unmittelbare Bedrohung ansehen und in Panik geraten, Bären wollen sich einfach einen Überblick über die neue Situation verschaffen. Und vor allem: keine Selfies mit dem Bären machen wollen. Die verstehen das nicht.

Bruno, der zum Problembären erklärte Bayern-Migrant des Jahres 2006, könnte noch leben.

## Gießbach

Anderthalb Stunden Wanderung verspricht der Prospekt. Von Iseltwald am Ufer entlang bis zum Gießbach. Versprochen – gehalten.

Mit dem Schiff von Brienz nach Iseltwald, schon mal am Gieß-



bach vorbei. Erste Erfahrung: Der Gießbach ist nicht das, was die Tape-te verspricht. Er stürzt nicht aus schwindelnder Höhe in den See. Aber dazu später.

Von Iseltwald geht der Wanderweg am Seeufer entlang – erst irgendwo in der Mitte des Wegs verrät eine Tafel, dass die Berner Kantonsregierung ihn anlegen hat lassen, als oben am Berg die Nationalstra-

*Gießbach-Fall, vom Schiff aus (links) und von „hinten“ gesehen (nächste Seite).*

ße gebaut wurde (fertiggestellt 1988). Ausgleichsmaßnahme also.

Der Weg geht auf und ab, hat wunderschöne Aussichtspunkte, auch auf die einzige Insel im See, führt sogar durch ein Tunneli, bis man schließlich nach anderthalb Stunden (versprochen – gehalten) ein leises Rauschen vernimmt.

Dann, am Grandhotel, der Fall. Tosende Wasser stürzen über zahllose Kaskaden in die Tiefe. Warum ist ein Wasserfall immer wieder so beeindruckend? Es ist doch immer wieder nur Wasser, das seinem natürlichen Lauf folgt. Ist es das sichere Gefühl, dass hier endlich die Natur stärker ist als der Mensch? Zumindest hier, an dieser Stelle. Anderswo ist das Wasser eingefangen und erzeugt Energie. Hier nicht, hier tost es hinab. Und wie!

Nur selten scheint das Wasser für einen Moment in einem der kleinen Becken zu stehen, schnell gischtet es weiter die nächste Stufe hinunter.



Zum Grandhotel gehört eine Kaffeeterrasse und eine Seilbahn, gehört auch ein Bau wie aus einem Bilderbuch. Vom Hotel (mit Gästen, die sehr vornehm tun, mit Autos davor, die sehr teuer aussehen, mit anderen Autos davor, die die vornehm tuenden Gäste gerne da und dorthin fahren) führt ein Weg weiter nach oben, an den Fuß der nächsten Kaskade und von dort in einer Schleife hinter die mächtig tosenden Wasser. Lärm. Gischt. Kaum einer streckt nicht die Hand aus, um die Berührung mit dem Wasser zu suchen.

Diese Stelle, wo man „ohne Gefahr hindurch gehen“ konnte, war schon vor hundertfünfzig Jahren attraktiv. Allerdings hat

damals der Schulmeister in seiner nahen Wohnung noch „*die Fremden oft mit ächtem Alpengesang*“ unterhalten (Ebel, Anleitung 1843, S. 294).

Erwähnt muss werden, dass die ... verflixt, ich suche ein Wort für „Bedienung“... dass also die, die den Kaffee und andere Getränke bringen, gar nicht vornehm tun. Die Gäste werden freundlich bedient, ob sie vornehm tun oder nicht.

Grandios das Erlebnis. ein *Must See* am Briener See. Nur es ist definitiv nicht der von hoch oben herabstürzende Wasserfall von der Tapete. Der Gießbach fällt nicht weithin sichtbar von der Klippe, er tost durch den Wald, nicht senkrecht im freien Fall, sondern von Stufe zu Stufe springend. Die Tapete zeigt - wir waren schon dort - den Oltschibachfall.

Informationsmaterial:

Flyer „Weg der drei Wasserfälle“ - Bönigen, Iseltwald, Brienz - mit Karte und Wegbeschreibung

Standseilbahn Grandhotel - Schiffsanleger  
einfache Fahrt 7 SFr., Hin- und Rückfahrt  
12 SFr.

## **In die Tiefen der Schluchten - Aareschlucht, Rosenloui und Trümmelbach**

Wir sind auf der Spur der Ikonen der Bergwelt, des mächtigen Kampfs des Wassers mit dem Fels. Diese Ziele konnte der Besucher zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht erleben, alle drei sind erst seit dem Ende des Jahrhunderts zugänglich.

Die Aare windet sich zwischen Innertkirchen und Meiringen auf 1400 m durch eine tiefe, ausgewaschene Schlucht im Kalkfelsen des Kirchet. An manchen Stellen verengt sie sich bis auf einen Meter, an der höchsten Stelle ragen die Felswände 180 m hoch senkrecht auf. Im Innern mündet ein Wasserfall von

der Seite in die Aare. Mit fünf bis sieben Meter Tiefe schießt das Wasser durch die Engstellen.

Wer es eilig hat, geht durch den Tunnel am Wasser entlang und wirft ab und zu einen Blick in die Tiefe. Wer es eilig hat, kann auch gleich zu Hause bleiben. Eindrucksvoller ist der Steg direkt über dem tosenden und rauschenden Wasser. Kraftort. Wer hier die Natur an sich heran lässt, begreift Einiges vom Verhältnis des Menschen zum Gebirge.



*Aareschucht: An der engsten Stelle.*

Die meisten Besucher betreten die Schlucht von Westen, von Meiringen her. Ein zweiter Eingang liegt im Osten, gegen Innertkirchen zu. Beide Eingänge sind von Haltestellen der Meiringen-Innertkirchen-Bahn zu erreichen.

Allerdings entspricht der Weg von Osten nach Westen eher der Fließrichtung des Flusses. Er ist der eindrucksvollere. Das Flussbett verengt sich hier immer weiter, bis schließlich die steilen Felswände so eng aneinander herantreten, dass sie den Fluss gleichsam einzwängen. Vom Steg aus in diese Fluten zu schauen ist ein Schauspiel der Natur von ganz besonderer Art.

Ein geradezu singuläres Naturschauspiel überraschte uns an

diesem Tag. Relativ früh unterwegs lag auf dem Fluss eine dünne, sehr dünne Nebelschicht, er schien zu dampfen. Für Anfang Juli eher ungewöhnlich. Des Rätsels Lösung sahen wir dann innen, aber erst auf dem Rückweg. Die vom Regen der Nacht noch feuchte Luft floss offenbar von oberhalb in die Schlucht ein, kondensierte in der vom Wasser und den doch kalten Felsen abgekühlten Umgebung zu Nebel, staute sich regelrecht an der Engstelle und floss nur allmählich mit dem Fluss aus der Schlucht hinaus. Wo sie dann noch vielleicht zweihundert Meter weit als dünner Nebelschleier sichtbar war, bis der Nebel dann verdampfte.

„Wie die Aareschlucht, nur senkrecht“ ist die Gletscherschlucht am Rosenloui, die die Gletscherwasser durch engste Schluchten und Spalten fallen lässt.

Der Gebirgsstock am linken Rand der Tapete, hinter dem Staubbachfall, wird mit dem Rosenloui identifiziert. Das Wort „Loui“ erscheint uns fremd, bezeichnet aber im Alemannischen des Berner Oberlands den Schneerutsch, aber mehr in der Bedeutung „Gletscher“ als in der mit „Loui“ verwandten „Lawine“.

Meiringen liegt auf knapp 600 m Seehöhe, der Eingang zur Gletscherschlucht auf über 1300 m. Diese 700 m muss man erst einmal hoch. Die Straße ist eng, wer hier fährt, braucht Übung in der Frage, wer wem ausweicht. Und er sollte das Fenster offen lassen und die Musik im Auto leise stellen, denn der Postbus kündigt seine Vorfahrtsberechtigung mit tüt-tüt-tüt an. Wenn man rechtzeitig wartet, freut sich der Fahrer. Überhaupt ist es üblich, an Ausweichstellen zu warten und dem Anderen ein Danke zuzuwinken.

Oben ein kleiner Kiosk, ein noch kleineres Kassenhäuschen, dann Stufen hoch und ins Innere des Bergs.

Unbeschreibliche Naturgewalt. Wassermassen, die senkrecht nach unten strömen, in Strudeltöpfen quirlen, fallen, gischen, und einen unbeschreiblichen Lärm erzeugen. Der Berg scheint



*Kaum fotografierbar: Gletscherschlucht Rosenlauri.*

ob dieser Gewalt zu erzittern.

Die Treppen in den Tunneln sind eng und nass, das ständige Dröhnen des Wassers begleitet einen. Die Ausblicke auf das Wasser sind halbschmerzhaft, obwohl keine Gefahr besteht. Das Erlebnis ist großartig, aber nichts für Klaustrophobiker.

Die Rosenlaurischlucht ist etwas für Genießer, für eine sprachlos machende Begegnung mit der Naturgewalt. Hierher verirren sich nicht viele. Wir sahen zwei andere, mit uns wa-

ren wohl insgesamt sechs bis acht Leute unterwegs.

Man steigt am oberen Ende durch eine Drehtür aus, froh, dem Hexenkessel des Gletscherbachs entronnen zu sein, kann noch ein paar Schritte weiter nach oben, über ein ehemals vom Gletscher abgeschliffenes Felsplateau den Gipfeln zu, oder gleich auf einem Waldweg nach unten, zurück zum Eingang.

Die dritte Gletscherschlucht in dieser Reihe ist dagegen wieder ein Besuchermagnet. Die Trümmelbachfälle sind vom Talgrund

hinter Lauterbrunnen aus zu erreichen, die Straße dahin ist auch für Busse leicht befahrbar, das Gedränge entsprechend. Was man in der Rosenlauischlucht hochsteigt, ist hier mit dem Schräglift zu bewältigen. „10 Gletscherwasserfälle innerhalb des Berges“ verspricht der Prospekt. Das ist eine Frage der Semantik - es ist ein Bach, ein Wasserfall, aber in 10 mächtigen Kaskaden. Und innerhalb des Berges ist man im Grunde auf der gesamten Wasserfall-Tour.

Drei Plattformen erklimmt man noch oberhalb des Lifts zu Fuß. Steigt man die Treppen wieder hinab, erlebt man auf sechs weiteren Plattformen die Gewalt des Wassers. Natürlich kann man auch mit dem Lift wieder hinunterfahren, aber das ist wohl nur etwas für die, die nachher noch zehn weitere Programmpunkte auf dem Plan haben. Und es ist langweiliger.



*In den Tiefen des Trümmelbachfalls*

Das Erlebnis ist hier gewaltiger - im wahrsten Sinn des Wortes - als in den anderen beiden Schluchten. Zwanzigtausend

Liter Wasser pro Sekunde, der Prospekt sagt „bis gegen“, aber ob zwölf-, vierzehn- oder fünfzehntausend Liter, das ist nicht mehr wichtig, wenn man erst an dieser Urgewalt steht, die die Felsen hinunter stürzt. Das Wasser brodelt in Gletschermühlen und Strudeln auf, gischtet in Kesseln, schäumt weiter und stürzt innerhalb von Sekunden weiter unaufhaltsam die Schlucht hinunter.

Am Eingang warnt ein Schild, das Begehen mit Kindern unter vier Jahren sei ein Sicherheitsrisiko. Wie lange ein Mensch in diesen Fluten überleben könnte? Wenige Sekunden, und die Frage, ob er zuerst ertrinkt und sich dann den Kopf einschlägt und alle Knochen bricht, ist müßig, lässt einen aber doch vorsichtig an die Geländer heran treten. Mensch, was bist du so klein angesichts dieser Natur.

Was zieht man an für eine Schluchtentour? Im 18. und frühen 19. Jahrhundert trug man den robusten Reisemantel, da war diese Wasserhölle aber auch noch nicht zugänglich. In Innern der Aareschlucht ist es nass und kühl. Wasser tropft von den Felshängen, bei Regen mehr, bei Trockenheit weniger. In der Rosenlauschlucht ist es kühl, der Temperatur des Gletscherwassers entsprechend. In den Trümmelbachfällen ist es kalt, da kommt zum kalten Gletscherwasser noch die kalte Gischt dazu, die der von den Fällen ausgehende Luftstrom in die Tunnel und Plattformen weht. „Warme Strickjacke“ wäre hier das unpassendste Kleidungsstück, sie saugt sich voll. Normalausrüstung ist, auch im Hochsommer, die Regenschutzjacke. Der Wasserfalltester dieser Zeilen (ihm war warm) ging im T-Shirt hinein. Es wurde deutlich feucht, Brille und Kamera ebenso, aber in der warmen Sonne draußen trocknete alles schnell ab.

Wie alt sind diese Erscheinungen?

Gute Frage. Wie lange gibt es die Alpen, wie lange gibt es Wasser?

Die Alpenlandschaft erfuhr seit einigen hunderttausend Jahren Eiszeiten, das heißt Zeiten starker Vergletscherung. Vier



große Eiszeiten, unterbrochen durch Warmzeiten, dazu einige Zwischeneiszeiten, Pausen, in denen sich Gletscher zurückzogen und wieder neu vorstießen. Diese Gletscher haben sowohl das Aaretal als auch das Tal der Lütschine derart ausgehobelt, dass die Bergwände links und rechts steile Felshänge bilden.

Der letzte Rückzug der Gletscher begann rund 21000 Jahre vor heute und war 10000 Jahre später erst einmal abgeschlossen. Vor 16500 Jahren hatten sich die Gletscherzungen in die Alpentäler zurückgezogen.

Diese Abhänge unterbrechen jetzt die „normale“ Fall- oder Hanglinie von den heutigen Gipfeln, Schneefeldern und Gletschern herunter ins Tal, so dass an vielen Stellen von der Bruchkante herunter hohe Wasserfälle ins Tal stürzen. Das macht die Gegend mancherorts so romantisch, die Fälle so erhaben zugleich.

Mit der Auffaltung der Alpen begann die Erosion, der erste Alpenwinter zog die erste Schneeschmelze nach sich, mit der ersten Vereisung begann der Abrieb durch die Gletscher, mit dem ersten Gletscherfrühling setzte das Wasser sein Werk fort.

Von Anfang an bahnte sich das Wasser seinen Weg zu Tal, räumte die erste Rinne aus, die für alle Zukunft Rinne blieb. Schon während, aber gewiss nach der Vereisung traf es irgendwann auf diese Kante und begann, sich in die Flanke des ausgehobelten Tals einzugraben. Chemische und mechanische Erosion ergänzten sich, das Wasser löste den Kalkfelsen auf, das mitgeführte Geschiebe schliff erste Kanten weiter ab. Der Kalkfelsen war seinerseits so stabil, dass seine Hänge nicht einstürzten – eine Schlucht entstand, klein zunächst, dann immer tiefer. Wo fallendes Wasser auf eine Stufe traf, entstand ein Strudel. Wo ein Strudel entstand, schliff das Geschiebe sich ein – so entstanden Strudeltöpfe, „Gletschermühlen“, die wieder aufbrachen, als das Wasser sich einen neuen Weg grub. Steter Tropfen höhlt den Stein. Du erlebst hier nicht mehr als eine Sekunde der Ewigkeit.

Das Land zwischen Meiringen und Brienz ist heute topfeben, die Aare ist hier in einen Kanal gezwängt. Hier war nach dem Ende der Eiszeit, 16 bis 18000 Jahre vor unserer Zeit, noch See, ein See von Meiringen bis Thun (in heutigen Begriffen). Die Aare brauchte einige tausend Jahre, um den oberen Teil des Sees zuzuschütten. Zehn Kilometer lang, 250 Meter tief. Die Lutschine tat ein Übriges, um den See in zwei Hälften zu teilen. Interlaken steht auf ihrem Schwemmland. Dass es fester Grund wurde, ist noch gar nicht so lange her, tausend Jahre, vielleicht 1500.

Steter Tropfen höhlt den Stein. Steter Tropfen trägt die Gebirge ab, trägt jeden einzelnen Stein zu Tal. Mensch, was bist du so klein. Und doch schaffst du es noch, diese einst als ewig angesehenen Gletscher auch noch zum Abschmelzen zu bringen.

Die Panorama-Tapete?

Für den Zeichner der Tapete war die Gletscherwelt noch unzugänglich. Sei vorsichtig, warnte der Reiseführer, da sind Spalten, Schneebrücken, die einbrechen. Nur von unten, vom sicheren Grund aus, war der Eispanzer mit heiligem Schauder vor der Naturgewalt zu bestaunen. Jäger gingen über den Gletscher, der Besucher aus dem Flachland blieb besser unten. Das Reichenbachtal ist damals wie heute ein idyllisches Hochtal, eine Ikone für das Zusammenspiel von unberührter Natureinsamkeit, einfachem Leben, steil aufragenden Hängen und eben der „ewigen“ Gletscherwelt. Eine andere dieser Ikonen war der Rhonegletscher, zu bestaunen von der gegenüber liegenden Seite des Furkapasses, zu bestaunen waren die Felsgipfel, die die Gletscher überragten. Schweiz eben. Das musste mit auf das Panorama.

Informationsflyer Aareschlucht mit  
Situationsplan, Rückweg und Haltestellen der  
Zentralbahn.

Länge der Schlucht 1,4 km. Rückweg durch die

Schlucht empfohlen. Alternativ über Wanderweg oder Bahn möglich.

Kostenlose Parkplätze am Eingang.

Eintritt 10 SFr, Ermäßigungen für Kinder und Gruppen.

Kombiticket Aareschlucht und Reichenbachfallbahn 18 SFr (ermäßigt 13 SFr)

Rosenluischlucht erreichbar von Meiringen her, die Straße ist Wohnmobil- und Kleinbusfähig. Vorfahrt des Postbus beachten. Kostenfreie Parkplätze unterhalb der Schlucht  
Eintritt 10 SFr, Kinder- und Gruppenermäßigung

Kurzer mehrsprachiger Flyer mit Erklärungen (meist einfache Beschreibungen).

Trümmelbachfälle: Flyer mit Informationen und vielen Fotos.

Erreichbar von Lauterbrunnen her, kostenlose Parkplätze entlang der Straße.

Eintritt 14 SFr, Ermäßigungen für Kinder und Gruppen.

Selbstbedienungs-Imbisslokal.

Für alle drei Schluchten dem Wetter entsprechende Kleidung dringend angeraten.

## **Meiringen und der Reichenbachfall**

Meiringen galt den Reiseschriftstellern des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts als ein absolut idyllischer Ort. Haslital nennt sich die Gegend, aber das Städtchen war uns für dieses Mal nur Zwischenstation. Ganz prosaisch suchten wir noch ein Bier für den Abend, aber es war schon kurz vor sieben, und Migros verkauft kein Bier. Coop hatte dann schon zu, aber Landi ist Tankstelle und darf länger offen haben.

Landi hat nicht nur Bier, sondern auch Eier (Kaffee auch, aber das spielt jetzt grad keine Rolle). Eier für 50 – 60 Ráppli das Stück. Wer verdient sich bei dem Preisunterschied zu Deutschland an Eiern eine goldene Nase? Oder sind etwa die Schweizer Eier kostendeckend? Unsere nicht? Sind unsere Eier mit 30 – 35 ct. zu billig? Müsste man mal rausfinden.

Meiringen hat ein schönes Hotel an einer Grünanlage, und neben der Grünanlage ein nettes Café. Die Stadt rühmt sich mit Sherlock Holmes, der hier seinen (vorerst) letzten Kampf ausfocht, rühmt sich auch damit, Ausgangspunkt für die Alpenpässe über den Brünig und Grimsel zu sein. Rühmt sich schließlich, Namengeber für die köstlichen Meringuen zu sein. Von Meiringen kommt man auch zur Aareschlucht und ins Reichenbachtal zum Rosenlauri.

*„Im Haslital liegt das Dörfchen Meiringen, von hohen Felsen rund eingeschlossen. Man glaubt sich hier von der ganzen Welt abgesondert.*

*Meiringen ist der Hauptort des Thales. Die Wiesen sind außerordentlich schön, das ganze Thal wird von Obst- und Wallnußbäumen beschattet. Eh ich mich zu Bett legte, sah ich gegen Mitternacht im Mondschein drei Wasserfälle, den Alpbach, den Dorfbach und den Mühlenbach glänzend herabstürzen. Als ich am folgenden Morgen aufwachte, sah ich gegen Mittag den Reichenbach aus dem Felsen schäumen.*

*Ohngefähr nach einer Stunde kamen wir dicht an den Reichenbach. Es ist einer der schönsten Wasserfälle in der Schweiz. Hochher stürzt er durch die Felsenkluft, mit breiter Flut und donnerndem Getöse. Vor ihm wird die grüne Alpe weit umher von ihm bethauet.“*

(Leopold zu Stolberg, Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien 1794, S. 150)

Der Reichenbachfall ist nur in seinem obersten Drittel von Weitem zu sehen, den Rest seines Wegs schäumt er durch die Waldschlucht. Vom Tal aus führt eine Seilbahn, die sich die älteste Standseilbahn der Schweiz zu sein rühmt, nach oben. Oben muss man sich vergegenwärtigen, dass diese Stelle wohl lange Zeit die einzige in weiterem Umkreis war, wo man so nahe an die Gewalt des Wassers heran kam.



*Reichenbachfall bei Meiringen.*

Rosenlauri-Gletscherschlucht, Trümmelbachfälle, Aareschlucht waren noch nicht zugänglich – hier führte die Straße nach der Großen und der Kleinen Scheidegg vorbei. „*Der Blick ins Hasital ist erfreuend*“, schreibt Stolberg weiter, und damit hat er auch für heutige Besucher durchaus recht. Heute steht man auf der Terrasse des Berggasthofs „Zum Zwirgl“ und schaut auf Meiringen und das Tal hinunter.

Ist der Reichenbachfall sehenswert? Die Frage nach „sehenswert“ hatten wir schon mal. Wann „lohnt“ sich ein Besuch? Wer die Vielfalt des Wassers und der Wasserfälle im Gebirge liebt, sollte hier herauf. Er ist nicht einer der längsten, nicht einer der höchsten, nicht einer, der im freien Fall vom Himmel in die Hölle schießt. Aber die Wassermenge, die er zu Tal bringt, ist eine der größten, die im freien Fall zu bestaunen ist. Man müsste auch diesen Fall ohne Seilbahn besteigen.

Sehenswert war er schon von Anbeginn des Fremdenverkehrs. Auch für den Landschaftsmaler Franz Niklaus König, der 1802 ein Bild des Wasserfalls und seiner tosenden Gischt malte.

Im übrigen bringt Meiringen für das Haslital einen guten Prospekt heraus, der einige brauchbare Vorschläge nicht nur zum Konsumieren, sondern auch zum aktiven Erleben bietet. Fünf Regionen werden kurz vorgestellt, und für jede gibt es Wander- und auch Fahrrad-Empfehlungen.

Reichenbachfallbahn: Einfache Strecke 8 SFr, Hin und zurück 12 Sfr.

Kombiticket mit Aareschlucht ist empfehlenswert (18 Sfr).

Informationen: Tourist-Info Meiringen, am Bahnhof.

## **Ballenberg**

Um ein Haus wie das „Maison de Paysan du Canton de Berne“ zu finden, muss man heute wohl das Freilichtmuseum Ballenberg besuchen, das „Freilichtmuseum der Schweiz“. Dieser Titel und der Bezug auf die ganze Schweiz sind berechtigt, denn es enthält 109 Objekte aus allen Regionen des Landes, vom Bienenhaus bis zur Zisterne, von der Knochenstampfe bis zum Waschplatz. Darunter befinden sich 19 Bauernhäuser. Eingebettet in die Hügellandschaft des Ballenbergs zeigt es die ländlichen Bauten in ihrer eigentlichen Umgebung, was am Hang stand, steht auch hier am Hang.

Für das Thema unserer Recherche, „Ikonen der Schweiz“ ist ein Haus gleich am Eingang West wichtig, das Fabrikantenhaus, das sich ein Unternehmer 1872 bauen ließ. In diesem Gebäude spiegelt sich die Schweiz-Romantik, auch die nach innen wirkende.

Englische Touristen entdeckten im 18. Jahrhundert den Zauber der Almhütten mit ihren flachen Dächern, brachten dieses Motiv, in dem sie die Verkörperung des einfachen Landlebens sahen (siehe Alm-Öhni), mit nach England, wo in den Gütern des Adels und des Königshauses solche Swiss cottages nachgebaut wurden.



*Schloss Schwetzingen, Schweizer Tapete:  
Bauernhaus aus dem Berner Oberland*

Die dergestalt in Mode gekommenen Châlets zeichnen sich durch durchgehende Holzbauweise und ein flaches Satteldach ab. In den Neubaugebieten der Ferienorte sieht man heute nur noch solche Dächer. Ringgenberg hatte ich eingangs schon erwähnt. Bei den Almhütten hatte das auch seine Berechtigung:

*So wie die Lebensart der Einwohner einfältig ist, also sind auch ihre Häuser deutliche Beweistümer ländlicher Einfalt. Alle sind von Holz gebaut, ob schon sie in der Nähe genug Steine zu besserer Befestigung ihrer Wohnungen haben könnten. Sie bestehen nach dem Verhältnis der Reichthümer des Besitzers aus einem oder zwey Stockwerken, von Balken aufgebaut, und sind mit einem Dache bedeckt, das aus Brettern besteht, die queer mit langen Latten und großen Steinen befestigt sind. Fast in allen Alpländern ist diese Bauart gebräuchlich, und wegen den oftmals heftigen Stößen unge-*



*Häuser im Freilichtmuseum Ballenberg.  
Oben: „Fabrikantenhaus“  
Unten: Bauernhaus, sog. Einhaus.*



*stümer Winde unumgänglich nothwendig.* (Wyttensbach, Merkwürdige Prospekte, 1776, S. 8)

Rousseau freilich differenziert diese „natürliche Einfalt“ der Bergbewohner.

*„Ich war anfänglich sehr überrascht von dem Gegensatz, welchen diese Gewohnheiten mit denen im Nieder-Wallis bilden, wo, auf dem Wege nach Italien, der Reisende täglich geschröpft wird; und ich konnte mir nicht recht erklären, wie doch ein und dasselbe Volk zu so verschiedenartigen Sitten käme. Ein Walliser erklärte mir die Ursache. Unten im Thale, sagte er mir, sind die Fremden, welche durchreisen, Kaufleute und andere Solche, die nichts weiter im Auge haben als ihr Geschäft und ihren Gewinn. Es ist billig, daß sie uns einen Theil von ihrem Nutzen lassen, und wir behandeln sie, wie sie die Anderen behandeln. Aber hier, wohin keine Geschäfte die Fremden locken, können wir gewiß sein, daß nicht Eigennutz sie heraufführt; so nehmen wir sie auch uneigennützig auf. Es sind Gäste, die uns besuchen, weil sie uns gut sind, und wir begegnen ihnen mit Freundschaft.“*  
(J.J.Rousseau, La Nouvelle Héloïse, 23. Brief)

Als im Lauf des 19. Jahrhunderts der Schweiz ihre eigenen Traditionen verloren zu gehen drohten, griff man auch hier auf das Châlet-Motiv zurück. Dazu kam, dass auch die Besucher solche Ikonen der Bodenständigkeit erwarteten. Dass also ein Fabrikant seine Villa in diesem Stil errichten lässt, zeigt die Verbreitung dieser Mode und die Sehnsucht nach Tradition auch in der unternehmerischen Oberschicht. Jetzt begann die Industrialisierung dieser Mode – Châlet-Fabriken entstanden, Modelle für Häuser in diesem Stil wurden in ganz Europa vermarktet. Natürlich wurden die ehemals handwerklich gefertigten hölzernen Ornamentfriese jetzt maschinell hergestellt

und einfach aufgeleimt. „Laubsägeli-Arbeiten“ werden sie genannt. Auch in Deutschland hatte die Châlet-Mode ihre Freunde, konnte man doch damit ebenso seine Liebe zur Tradition bezeugen wie mit dem Historismus.

Auch die Trachten, die der Tapete als Staffage Leben vermitteln, stehen – wie im Rest Mitteleuropas auch – in diesem Zusammenhang der bewussten Traditionsbewahrung. Es ist ein lange gepflegtes Märchen, dass die Trachten ur-natürlich aus



*Schloss Schwetzingen, Schweizer Tapete:  
Trachtenszene mit zwei Frauen und einem  
Mann*

dem Volk und seinen Sitten gewachsen und hergekommen seien. Man hat sich schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts in malerische Trachten geworfen, um den Fremden Lokalkolorit zu bieten. Ihnen wurden auch Bilder von ländlichen Szenen in Trachten als Souvenirs verkauft – die Vorlagen für die Trachtenszenen der Tapete.

In der Zeit der Industrialisierung verschwanden die Trachten, zunächst in den städtischen Gebieten. Hier wie andernorts dürfte es als rückständig, bäuerlich und (im negativen Sinn) ländlich gegolten haben, in der Tracht aufzu-

treten. Auf der anderen Seite diente aber auch mancherorts die Bewahrung der Tracht auch der Rückbesinnung der Landbevölkerung auf ihre eigenen Traditionen und zur Betonung

des Gegensatzes zur „modischen“ Stadtwelt.

Das Bürgertum war es dann, das das Wiederaufleben der Trachten bewusst förderte und schließlich Vereine für Trachtenpflege, Heimatschutz und Traditionsbewahrung gründete.

Das eingangs erwähnte „Maison de Paysan du Canton de Berne“ steht vielleicht noch irgendwo. Wenn es das tatsächlich gegeben hat, ist es aber vielleicht auch schon längst Geschichte. Abgebildet ist ein typisches Haus mit ebenerdigem Wohngeschoss und zwei Laubengängen übereinander am hohen Giebel. Unter dem gemeinsamen Dach vereinen sich Wohn-, Stall- und Scheunenteil.

Das Freilichtmuseum hat drei von diesen Einhäusern, wie wir sie auch aus dem Schwarzwald kennen, zwei davon aus dem 1790er Jahren, eins aus dem 17. Jahrhundert. Alle zeugen sie vom Reichtum und der Wohlsituertheit ihrer Erbauer, auch wenn, nicht anders als in den großen Höfen im Schwarzwald, im Lauf der Zeit Erbteilungen das Leben beengt gemacht haben mochten.

Was das Bild, die Ikone, weder der Vorlage noch der Tapete, nicht erzählt, sind die Wohnbedingungen. Schon der erste Schritt in eins der Museumshäuser führt in die Rauchküche, in der Wurst und Speck unter der Decke hingen und im Rauch von Herd und Ofen



*Freilichtmuseum Ballenberg: Waschplatz. Italienische Schweiz*

geräuchert wurden. Dieser Rauch war überall, er zog zwar von der Küche aus nach oben unters Dach, aber er zog eben auch in die Wohnräume, Stuben und Kammern.

Noch ein Wort zur angeblichen Idylle des Landlebens. Wäsche waschen war Knochenarbeit, egal ob am befeuerten Waschkessel (stehend) oder am fließenden Wasser (kniend, auf Steinbänken). Der Adel in der Zeit (und das Bürgertum wohl auch) hatte so viel Wäsche, dass man nur ein- bis zweimal im Monat waschen (lassen) musste. Gewaschen wurde natürlich von den Wäscherinnen. Was die Landbevölkerung in ihren romantischen Trachten mit ihrer Wäsche tat, mag sich jeder selbst vorstellen.

Das Mannheimer Technoseum fragte vor Jahren in einer Schrift, was die Menschen des Biedermeier trugen, die sich die Mode des Biedermeier nicht leisten konnten. Die Antwort ist fern von jeder Idylle: Sie trugen ihre alte abgewetzte Kleidung, bis sie in Fetzen herunter fiel.

Davon hatte Albrecht von Haller nichts geschrieben, als er in Hunderten von Versen die Einfachheit des Landlebens als die höchste Glückseligkeit pries.

*„Der Strom fließt schwer von Gold und wirft gediegne Körner. / Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt / Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füßen, / O Beispiel für die Welt! er siehts und läßt ihn fließen.*

*Anmerkung Hallers: In den Gebürgen wird kein Gold gewaschen, die Alpen-Leute sind zu reich dazu. Aber unten im Lande beschäftigen sich die ärmsten Leute um Aarwangen und Baden damit.“*  
*(Albrecht von Haller, Die Alpen, Kap. 1)*

Was zum Schluss dieser Zeilen über das Freilichtmuseum Ballenberg noch erwähnt werden muss, ist die schier unglaubliche Menge der Objekte. Nicht nur, weil wir ein das ganze Land umspannendes Freilichtmuseum in Deutschland nicht haben,

sondern auch, weil eben diese Menge, vom Mittelland des Aargaus bis zum Berner Oberland und Tessin, jedweden Anflug von Idyllenhaftigkeit verhindert. Davon sind zum Glück auch unsere Freilichtmuseen frei. Ballenberg ist ein Muss.

Wollen wir den großen Bogen schlagen? Den großen Bogen von der Illusion der Heimatidylle zu denen, die sich Idylle einfach nicht leisten können, weil sie, aus welchen Gründen auch immer, ums Überleben kämpfen – um das materielle wie um das seelische Überleben. Wer Heimat als Glück propagiert, verkennt, dass es zu viele Menschen gibt, die eine viel banalere Auffassung von Glück haben. Ballenberg sieht von außen aus wie eine Idylle, aber die Museumsleute schaffen es tagtäglich, dass der, der Augen hat und sie zu öffnen weiß, hinter der Idylle auch das Alltagsleben sieht.

Informationsmaterial: aktueller Museumsplan  
mit Informationen an der Kasse oder bei den  
Tourist-Informationen  
Eintritt 32 SFr /Ermäßigungen /  
Mehrtageskarten

## **Ikonen der Schweizer Geschichte: Grandson und Teufelsbrücke**

Schloss Grandson beschließt in der Darstellung der Tapete die Hügellandschaft und leitet über zum hoch aufragenden Gebirgsstock des Gotthardmassivs. Das ist natürlich fern jeder Wirklichkeit. Schloss Grandson liegt am Neuchâtel See bei Yverdon, je nach Verkehrsdichte gut anderthalb Autostunden vom Briener See weg. Warum dieser Ausreißer?

Bei Grandson bereiteten die Eidgenossen 1476 dem eindringenden Herzog von Burgund eine Niederlage und machten im Lager der fliehenden Burgunder reiche Beute. Entscheidend

war zwar erst die Schlacht bei Murten im folgenden Jahr, aber Grandson steht zum einen für eben diese Burgunderbeute und ist zum anderen auch ein ikonentaugliches Bauwerk.

Die Burgunderbeute selbst wurde anschließend unter den eidgenössischen Kämpfern aufgeteilt und ist mittlerweile zum größten Teil verloren. In Schloss Grandson werden noch einige Waffen, Hellebarden, Armbrüste und Feuerwaffen, aufbewahrt, zusammen mit einigen kunsthandwerklichen Objekten und schließlich mit der Rekonstruktion des goldenen Herzogshuts Karls des Kühnen.

Schloss Grandson ist darüber hinaus für uns, die wir mit unseren Burgen immer noch (und das wird auch so bleiben) unter den Folgen von Dreißigjährigem Krieg und Franzosenkriegen leiden und kaum irgendwo eine intakte Burg mehr haben, so etwas wie ein Sehnsuchtsort. Endlich mal wieder eine unzerstörte Burg, auf deren Wehrgang (nicht im 19. Jahrhundert historisierend nachgebaut) man einmal (fast) ganz herum laufen kann.



*Schloss Grandson, im Hintergrund der Lac de Neuchâtel*

Interessant im Übrigen, dass der Typ der Rechteckburg mit runden Ecktürmen hier als „savoyenscher“ Typ gilt. Das gibt dem Verfasser dieser Zeilen wieder einmal einen Schub, sich in der Geschichte dieser „savoyenschen“, der „philippinischen“ Burgen dieses Typs in Frankreich und der staufischen Burgen dieses Typs in Südwestdeutschland und auf Sizilien näher umzutun.

Schloss Grandson liegt im Ort Grandson, der in 447 m Höhe über dem Meer auf einer Terrasse über dem See gelegen ist. Der Spiegel des Neuchâtelers Sees liegt auf 429 m, das macht zunächst 20 m Höhenunterschied. Das Schloss liegt auf einem niedrigen Felsen, der noch einmal 10 m Höhe bringt. Weit entfernt also von dem hunderte von Metern messenden Abgrund, auf den auf der Tapete das Schloss positioniert ist.

Grandson ist gut von der Bucht von Yverdon aus zu sehen. Dort steht im Zentrum der Stadt noch einmal eine Kastell-



*Schloss Grandson von der am See entlang führenden Straße aus gesehen.*

burg savoyenschen Zuschnitts. Der Berichterstatter, bar jeder Kenntnis über die mittelalterliche Geschichte Savoyens, war überrascht, hier Zeugen dieser Familie zu finden, die mit den Heidelberger Pfalzgrafen verschwägert war.

Goethe war nicht in Grandson, aber in Murten und versorgte sich dort mit einem Souvenir:

*„Wir kamen tüchtig im Regen nach Murten, ritten aufs Beinhaus und ich nahm ein Stückgen Hinter-*

*schädel von den Burgundern mit, in Murten assen wir zu Mittag ...“*  
(Gesammelte Briefe 349, [Sonabend 9. Oktober und Donnerstag 14. Oktober], [Seidels Hand])



*Turnieritter in Schloss Grandson*

Wie Grandson ist auch die Teufelsbrücke in der Schöllenschlucht, mit der die Tapede abschließt, eine Ikone der Schweizer Geschichte. Sie war im 13. Jahrhundert der letzte Puzzlestein in der Erschließung des Gotthardpasses, und ihr Bau, damals noch „Stiebende Brücke“ genannt, gab einen der Anstöße für die Bewohner der drei Ur-Kantone, sich gegen die

Habsburger und das Reich aufzulehnen. Nicht umsonst ist die Tell-Legende am Vierwaldstätter See lokalisiert. Die Tellsplatte allerdings hat nicht diesen Wiedererkennungswert als Ikone wie der allen Zeiten als durchaus abenteuerlich erscheinende Bau der Teufelsbrücke.

Dass die Idylle der Schweiz nun mit diesem beiden histori-



schen Anspielungen ergänzt wird, dürfte seinen Grund im Entstehungsort der Tapete und der dortigen historischen Tradition haben. Mulhouse war von 1515 bis 1798 ein der Eidgenossenschaft zugewandter Ort, die Tradition der Eidgenossenschaft war also auch – zumindest zu einem Teil – Bestandteil der geschichtlichen Identität der Stadt. Die Stadt votierte zwar 1798 für einen Anschluss an Frankreich, aber ob dieses Votum aus Ablehnung der Schweiz oder aus wirtschaftlichem Interesse her kam, dürfte noch die Frage sein.

Es bleibt bei dieser Szene die Frage, warum der Maler das Gotthard-Massiv so außergewöhnlich und unnatürlich steil gezeichnet hat. Zum einen hat er damit den Gegenpunkt zum Felsenkliff des Staubbach-Falls geschaffen, zum anderen könnte auch das als eine Ikone der Schweizer Urgewalt darstellen, die sich auf eine Zeile in Albrecht von Hallers Gesicht „Die Alpen“ (1729) bezieht: *„Dann hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget“*.

Schloss Grandson (Kanton Neuchâtel)  
Im Ort Grandson gelegen, Gebührenpflichtiger  
Parkplatz am Schloss  
Geöffnet täglich 8.30 h – 18 h, im Winter  
bis 17 h.  
Eintritt 10 SFr, Ermäßigungen für Kinder  
und Gruppen.  
Oldtimermuseum und Waffensammlung

## Fazit

Die Tapete „Vue de Suisse“ vereint Ikonen der Schweiz-Romantik und der Schweiz-Idylle, wie sie am Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts gepflegt und angesichts der wachsenden Zahl von ausländischen Besuchern vermarktet wurden. Diese Zeit ist zum einen die Zeit, in der der Tourismus in der Zentralschweiz, vor allem im Berner Oberland, an Bedeutung gewann, zum anderen aber auch die Zeit, in der man sich angesichts der französischen Fremdherrschaft auf das „eigentliche“ Schweizerische besann.

Der Maler der Tapete ist dabei nicht dem aktuellsten Trend in der Schweiz-Rezeption gefolgt, da er noch in den idyllischen Tälern bleibt und nicht – wie der zeitgenössische Maler Caspar Wolf – die Gletscherwelt selbst als Erlebnis darstellt.

Das auf der Tapete vorgestellte Panorama wird eingerahmt von zwei hohen Bergmassiven, von denen Wasser zu Tal strömt. Anschließend werden links und rechts zwei Gletschergebiete gezeigt, die sich als Rosenloui- und Rhonegletscher identifizieren lassen; im Hintergrund ragen Alpengipfel empor. Was sich über dem Rhonegletscher erhebt, ist zunächst kein einzelner, kein bestimmter Berg. Zur Auswahl für die Archetype „Berg“, besser „Berggruppe“ stehen zunächst in mutiger und fantasievoller Kombination, und wohl auch noch etwas steiler überhöht, der Eiger mit dem anschließenden Jungfrau-massiv, vielleicht auch – es sind ja nur Ikonen, die geboten werden – die das Lauterbrunner Tal abschließenden Massive von Großhorn und Breithorn. Legt man die gängigen Ansichten des Rhonegletschers zu Grunde, sind allerdings wohl eher Groß- und Kleinfurkahorn dargestellt. Seitenverkehrt gezeichnet, weil die Ikone Vorrang vor der Natur hatte und die Komposition wichtiger war.

Das zu Tal strömende Wasser ist zu Beginn des Panoramas der Staubbachfall, in der Mitte der Gießbachfall und rechts die unter der Teufelsbrücke schäumende Reuß. Der Staubbachfall

wird nicht in seiner eigentlichen Schönheit – die Zeitgenossen fast als ein wahres Wunder der Natur schilderten – dargestellt, sondern in einer fast nur einschichtigen Wasserfall-Ikone. Das ist auch das Bild, das die Tapete vom Oltschibachfall, fern hinter dem Briener See, vermittelt.

An den Staubbachfall anschließend wird – auch wieder in freier Zusammenstellung – der Rosenlauigletscher zusammen mit der gegenüberliegenden Bergregion des Haslibergs, einer geradezu archetypischen Schweizer Idylle, gezeigt. Haslital und Hasliberg sind auch heute noch Regionen von hohem Idyllewert im Fremdenverkehr.

Im linken Zentrum liegt still der Briener See mit Schloss Ringgenberg, dem Gießbachfall und Brienz mit seiner Kirche. Die Anordnung dieser Elemente allerdings lässt vermuten, dass der Zeichner nie selbst am See war. Schloss Ringgenberg ist seitenverkehrt abgebildet, Brienz liegt – mit Blick nach Osten – nicht am rechten, sondern am linken Seeufer (ist also ebenfalls seitenverkehrt). Diese Spiegelung der realen Ansicht hat ausschließlich kompositorische Gründe: Der Bergfried von Burg Ringgenberg ist das romantische Element, auf das es ankommt, die Briener Kirche bildet dazu das Gegengewicht. Der Oltschibachfall wird, obschon er ein eher kleinerer Fall ist, als Archetyp dargestellt. Für den realen Besucher der Gegend war das dann eher der Reichenbachfall.

Alle drei aber ergeben, trotz der zum Teil seitenverkehrten Darstellung, ein einheitliches Bild, das sowohl den Bergfried der Burg Ringgenberg als auch die Briener Kirche ins rechte Licht rückt.

Das „Maison de Paysan du Canton de Berne“ ist realistisch und gibt tatsächlich Anlass, die Lebensbedingungen hinter der Idylle zu reflektieren. Der Jäger, der einen Bären beobachtet, hat mit der ersten Sichtung eines Bären im Kanton überraschende Realität gewonnen.

Mit Schloss Grandson und der Teufelsbrücke am rechten Ende

des Panoramas werden schließlich zwei Ikonen der „heldischen“ Schweizer Geschichte zitiert, die möglicherweise aus der Mulhouser Tradition der Zuwendung zur Eidgenossenschaft herzuleiten sind.

Insgesamt ist festzustellen, dass Höhen und Hügel (Staubachfall, Briener Kirche, Schloss Grandson) stark überhöht sind, was der Zeichnung noch mehr „Heroisches“ geben und den „typisch schweizerischen“ Charakter der Darstellung noch betonen soll.

Diese Ikonen des Schweiz-Erlebens sind auch heute noch wichtiger Bestandteil des Fremdenverkehrs im Berner Oberland. Zielrichtung ist nicht nur der Fremde, der aus dem Ausland kommt und ein paar Tage seines Urlaubs hier genießen soll. Zielgruppe ist auch die eigene schweizerische Bevölkerung, für die das Berner Oberland mit Seen, malerischen Dörfern, Tälern, Matten, Alpengipfeln, Schneefeldern und Gletschern Identifikationsregion für das Schweiz-Bewusstsein ist.



*„Grand Tour of Switzerland“, eine ausgeschilderte Straße zu 44 bemerkenswerten Kulturerbestätten der Schweiz - hier im Freilichtmuseum Ballenberg*

Diese Identifikation wird durch die Pflege von Traditionen und lokaler Kultur geleistet, auch wenn vor allem die Tradition nicht das ist, was das romantisch-rückwärtsgewandte 19. Jahrhundert darunter verstanden wissen wollte. Die lokale Tracht

ist zum eigenständigen Identifikationsmerkmal geworden, sie zeigt, dass man dazu gehört und nicht, dass man die Lebensweise anstrebt, aus der diese Art von Kleidung einst her zu kommen vorgab. Auch das Alphorn wird bei weitem nicht nur für die Fremden geblasen, die Schweizer Fahne nicht nur geschwungen, um Fremden zu zeigen, wo sie sind.

Ikonen der Schweizer Idylle gab es nicht nur in den Kupferstichen und Gemälden des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, sie sind auch heute noch gleichermaßen Ikonen des Vorzeige-Marketings. Sie stellen die „beliebten“ Plätze für die Erstbegegnung vor, schaffen einen Wiedererkennungswert, an dem sich der Fremde auch orientieren kann.

Vom begegnungsphilosophischen Ansatz her ist es zu bedauern, dass vor allem Reisegruppen aus Fernost in ihrem eng getakteten Zeitplan nicht über diese Ikonen hinaus kommen. Das Land mit seinen im tiefsten Sinn beeindruckenden Naturschätzen hat eine intensive Begegnung mehr als verdient. Das kann nicht jeder Besucher gleichermaßen. Das Land hat aber trotz aller Touristenhochburgen noch genügend Gegenden, in denen man schnell allein mit sich und der Natur ist. Diese Begegnung indessen muss jeder selbst leisten.

Von der Panorama-Tapete kommt nicht nur die Botschaft von beliebiger ubiquitärer Idylle, es werden hier sowohl die von Anfang an als archetypisch für die Landschaft geltenden Orte als auch die beiden für die nationale und historische Identität der Eidgenossenschaft zentralen Orte vorgestellt. Gerade mit diesem Ansatz gibt die Tapete eine gute Möglichkeit, sich mit dem Transfer dieser Archetypen auf die heutige Zeit zu beschäftigen.

Eine noch heute gültige Einladung in die Schweiz also.

## Epilog

Schwetzingen warb in den ersten Nachkriegsjahrzehnten mit der Hirschgruppe im Garten. Das Schloss war ein eingestaubtes Museum, in dem sich musealer Krempel staute. Von zauberhafter ländlicher Idylle in der Sommerresidenz der pfälzischen Kurfürsten war eher weniger die Rede.

Kurfürst Carl Theodor kam von Mannheim in die Sommerresidenz. Seine Anfänge aber erlebte Schwetzingen – was die Vernetzung in der Pfälzer Schlössertopografie angeht – unter Kurfürst Ludwig V., der hier einen Jagdturm von durchaus außergewöhnlichen Ausmaßen errichtete. Das wiederum führt in der Gedankenkette (Sie wissen, Sie hören „Alaska“ und nach sieben Minuten wissen Sie nicht mehr, wie sie jetzt eigentlich auf Ihre Tante in Oftersheim gekommen sind), das also führt in der Gedankenkette zu Ikonologie Heidelbergs, zur Aufladung Heidelbergs mit Klischees (oder eben Ikonen).

Heidelberger Literatursommer 2018. Im Rahmen dieser Reihe fand im Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses eine virtuelle Talkrunde statt mit Liselotte von der Pfalz, Karoline von Günderode, Georg Dehio und dem *Student Prince*. SSG-Geschäftsführer Michael Hörrmann tat so, als mischte er sich ein (er spielte quasi sich selbst). *Student Prince* ist DIE Heidelberg-Ikone für amerikanische Gäste, ohne den würde sich Enttäuschung breit machen, Prinz Karl-Heinrich brauchte keine Ikonen zu bemühen, er war selbst eine. Karoline von Günderode floss über vom Ausdruck der in Heidelberg erlebten, durchlebten, schmerzvoll genossenen Sentimentalität. Georg Dehio, Deutschlands erster Denkmalpfleger, mühte sich redlich, die Schlossruine als Ruine zu erhalten und tat es letztlich doch „nur“, um den Ideengehalt der Ruine zu bewahren. Zu schicksalsmächtig dräute sie über der Stadt am Neckar. Und Liselotte? Sie vertrat einen eher pragmatischen Standpunkt und verwies auf ihr Elternhaus und fragte berechtigterweise, warum da jetzt Fremde drin herumlaufen.

Heidelberg als Ikone der Romantik? Michael Hörrmann verwies mit aller Deutlichkeit darauf, dass die Vermarktung als touristisches Ziel eine „fette Sau“ sei, die man zwar durchs globale Dorf treiben könne, die man aber auch schlachten müsse. Und wenige Tage vorher zitierte er Untersuchungen, nach denen nur 2-3 % der Besucher ein vorrangiges Interesse am tiefgründenden und vielschichtigen historischen Hintergrund hätten. Weitere 50% wollten den aber schon mitnehmen, wenn er ordentlich verpackt sei.

Man kann also durchaus auch für Heidelberg die Dominanz der traditionspflegenden Ikonen feststellen. Wer sich allerdings aufmacht, die Sentimentalität der Karoline von Günderode nachzuempfinden, wird scheitern, wenn er / sie nicht ihre / seine eigene Gedanken- und Empfindungswelt mitbringt. Da hats der Schweiz-Besucher leichter. Der Gießbachfall schäumt ganz unsentimental von der Höhe, rein physikalisch gesehen ist der Ton des Alphorns derselbe wie vor zweihundert Jahren.

## Literatur

### Zu den Tapeten:

Leiss, Josef: Bildtapeten aus alter und neuer Zeit. Hamburg, 1961.

Baumer-Müller, Verena: Schweizer Landschaftstapeten des frühen 19. Jahrhunderts. 1991.

July Sjöberg: Verwandelte Wände; Dies.: Matterhorn fürs Wohnzimmer. In: Schwetzingen Schloss und Garten. Sonderheft Schlösser Baden-Württemberg. Stuttgart, 2009.

### Zu Caspar Wolf:

Raeber, Willi: Caspar Wolf 1735 - 1783 ; sein Leben u. sein Werk ; e. Beitr. zur Geschichte d. Schweizer Malerei d. 18. Jh. Aarau ; Frankfurt am Main ; Salzburg, München, 1979

Brinkmann, Bodo [Hrsg.], Beyer, Andreas: Caspar Wolf und die ästhetische Eroberung der Natur. [... erscheint anlässlich der Ausstellung „Caspar Wolf und die Ästhetische Eroberung der Natur“, Kunstmuseum Basel, 19. Oktober 2014 - 1. Februar 2015]. Ostfildern, 2014

Wismer, Beat [Hrsg.]: In Nebel aufgelöste Wasser des Stromes. hommage à Caspar Wolf; Michael Biberstein ...; [anlässlich der Ausstellung „In Nebel Aufgelöste Wasser des Stromes“ - Hommage à Caspar Wolf, Aargauer Kunsthaus Aarau, 17. Februar bis 7. April 1991]. Schriften zur Aargauischen Kunstsammlung, 1. Baden (AG), 1991

Touristikplakate aus der Schweiz. Tourism Posters of Switzerland. Affiches touristiques de la Suisse. Manifesti turistici della Svizzera. 1880 - 1940. Aarau, Stuttgart, 1980.

### Reiseberichte:

Haller, Albrecht von: Die Alpen. 1729. Online im Projekt Gutenberg (projekt-gutenberg.de).



Rousseu, Jean Jacques: Die Neue Heloise oder Briefe zweyer Liebenden, aus einer kleinen Stadt am Fusse der Alpen. Leipzig : in der Weidmannischen Handlung, 1761.

Wytttenbach, Jakob Samuel: Merkwürdige Prospekte aus den Schweizer-Gebürgen und derselben Beschreibung. Bern: Wagner, 1776.

Wytttenbach, Jacob Samuel: Kurze Anleitung für diejenigen, welche eine Reise durch einen Theil der merkwürdigsten Alpggenden des Lauterbrunnenthal, Grindelwald, und über Meyringen auf Bern zurück, machen wollen / [von J. S. Wytttenbach]. - Tübingen: Universitätsbibliothek, [2017]. - Online-Ressource (IV, 20 Seiten)

Stolberg-Stolberg, Friedrich Leopold zu: Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. Königsberg und Leipzig, 1794.

Ebel, Johann Gottfried: Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen. Zürich, 1843.

Jemima Morell: Miss Jemimas Journal. Eine Reise durch die Alpen. Berlin, 2014.

## **Inhalt**

Das Thema.....	5
Das Land.....	8
Prolog: Schweiz-Erlebnis .....	15
Schweizylon .....	16
Brienz.....	18
Ringgenberg .....	24
Haslital.....	26
Wasserfall I - Oltschibach .....	30
Wasserfall II - Staubbach .....	32
Was erwarten Besucher?.....	41
Der große Gletscher.....	43
5000 auf 3500 m .....	45
Bären-Management .....	48
Gießbach.....	49
In die Tiefen der Schluchten -	
Aareschlucht, Rosenloui und Trümmelbach.....	51
Meiringen und der Reichenbachfall.....	59
Ballenberg.....	62
Ikonen der Schweizer Geschichte:	
Grandson und Teufelsbrücke.....	69
Fazit .....	74
Epilog.....	78
Literatur .....	80
Dank .....	83

## **Dank**

ist abzustatten an:

Die Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg für die freundliche Genehmigung, die Bilder der Tapete veröffentlichen zu dürfen.

Sodann an:

Freilichtmuseum Ballenberg

Interlaken Tourismus Interlaken

Jungfrauregion Tourismus AG

Tourist & Rail Info Interlaken (Jungfrauojochbahn)

Aareschlucht AG, Meiringen

Reichenbachfallbahn, Meiringen

Familie Kaspar von Almen AG, Trümmelbach (Trümmelbachfälle)

und an alle, deren Prospekte und Flyer überall ausliegen

